



POLITIK „First class human capital“ Xavier Bettel (DP) möchte den Sektor der NGOs restrukturieren. Dafür hat er sie unter Druck gesetzt und die Öffentlichkeit getäuscht S. 3	Operation am offenen Herzen Zur Rentrée will Yuriko Backes (DP) das Mobilitätsministerium reorganisieren S. 5	Toute la bête Manger moins de viande s'impose comme un impératif écologique, économique et morale. Éleveurs, bouchers et restaurateurs y œuvrent aussi S. 7	WIRTSCHAFT « Dynamique et stable » La SNCI « s'est séparée » de son directeur au bout de dix mois. La nouvelle directrice a pris ses fonctions en février. Retour sur deux ans qui ont ébranlé la banque publique S. 11	FEUILLETON Terroir, mon beau terroir Lorsque l'on parle de vin, on évoque souvent le terroir. Quel sens donner à ce mot dans un vignoble luxembourgeois très remembré ? S. 13
--	---	---	--	--


24 032


5 453 000 174 663

6,00 €

Verbotspolitik

IIII Luc Laboulle

Der PAP Quartier existant (PAP QE), mit dem die Stadt Esch/ Alzette die städtebaulichen Regeln für ihren 2021 verabschiedeten PAG festlegte, hatte vor vier Jahren Aufsehen erregt. Insbesondere die geplanten Einschränkungen für Wohngemeinschaften durch den *lien affectif* hatten wiederholt zu Protesten geführt. Da auch das Innenministerium Beanstandungen dazu vorbrachte, entfernte der Schöffenrat die umstrittenen Dispositionen vor der Abstimmung im Gemeinderat aus dem Dokument.

Eine andere umstrittene Einschränkung behielt der Schöffenrat aber bei: In rund 4 000 im grafischen Teil des PAP QE grün eingefärbten Einfamilienhäusern untersagte die Stadt die Einrichtung von Einliegerwohnungen (*logements intégrés*), die laut Gesetz vermietet, jedoch nicht separat verkauft werden dürfen. Die Cellule d'évaluation des Innenministeriums hatte schon 2019 nach den Gründen für dieses Verbot gefragt und moniert, dass es höchstwahrscheinlich gesetzwidrig sei. Der Escher Stadtarchitekt hatte die Regelung am 5. Mai 2021 in einer Gemeinderatssitzung damit begründet, dass 4 000 Einliegerwohnungen, gemessen an der in den Schémas directeurs bestimmten Wohndichte, mit rund 10 000 zusätzlichen Einwohner/innen gleichzusetzen seien – ein Zuwachs, der die kommunale Infrastruktur überfordere.

Mit den Stimmen der CSV-DP-Grüne-Mehrheit nahm der Gemeinderat den PAP QE an, im Oktober 2021 wurde er von Innenministerin Taina Bofferding (LSAP) genehmigt. Vor zwei Wochen hat das Verwaltungsgericht das Verbot der Einliegerwohnungen jedoch gekippt, nachdem zwei Eigentümerinnen vor zwei Jahren Einspruch gegen den Beschluss des Gemeinderats und die Entscheidung der Innenministerin eingelegt hatten. Das Verbot verstoße gegen das großherzogliche Reglement vom 8. März 2017, das die Bestimmungen für die PAP QE festlege, urteilten die Richter. Die Stadt Esch möchte das Urteil nun analysieren und bis Ende des Monats entscheiden, ob sie in Berufung gehen will, sagte Bürgermeister Christian Weis (CSV) am Dienstag dem *Land*. Selbst wenn das Verbot juristisch nicht haltbar sei, stehe er weiter hinter der politischen Überzeugung, die das Verbot begründet.

Die „politische Überzeugung“ von CSV, DP und Grünen bestand darin, 4 000 Einfamilienhäuser zu „schützen“, um kaufkräftige Familien aus der Mittelschicht nach Esch zu ziehen, die noch immer stark proletarisch geprägte Bevölkerung zu durchmischen und den Ruf der als „Proletennest“ verschrienen Stadt zu verbessern. Damit Esch etwas mehr wie Niederanven oder Weiler-la-Tour wird, wo die Arbeitslosenrate gering ist und die Durchschnittslöhne hoch sind. Der Schöffenrat wollte es jungen Familien ermöglichen, ihren Traum vom Eigenheim zu verwirklichen. „Erschwinglich“, betont Christian Weis, denn durch Einliegerwohnungen könnten Eigentümer den Wert ihres Hauses steigern, was die Verkaufspreise anheize. Das Verbot sollte selbst dann gelten, wenn das Haus abgerissen und auf dem Grundstück ein neues gebaut würde.

Die wohnungsbaupolitischen Pläne von CSV, DP und Grünen missachten jedoch die Realität der Universitäts- und Durchgangsstadt Esch. Es herrscht akute Wohnungsnot, es fehlt vor allem an kleinen Mietwohnungen, um Studierenden, Geflüchteten und Tagelöhnern – hochqualifizierten und weniger qualifizierten – eine Unterkunft zu bieten. Die Mietpreise (*loyers annoncés par m²*) in Esch sind laut Observatoire de l'habitat in den vergangenen Jahren stärker gestiegen als im Landesdurchschnitt: Seit 2010 um 160 Prozent (gegenüber 120% auf nationaler Ebene), seit 2017 um 86 Prozent (62%) und seit Inkrafttreten des PAG vor drei Jahren ist die Mietsteigerung in Esch mit 15,60 Prozent sogar mehr als doppelt so hoch wie im Landesdurchschnitt (7%). Mietwohnungen in Esch gehören inzwischen zu den teuersten in Luxemburg. Vielleicht haben CSV, DP und Grüne damit ihr politisches Ziel erreicht. Dem traditionell sozialen Charakter der Stadt, den Christian Weis höher hält als sein Vorgänger Georges Mischo, entspricht das nicht. Was auch der neue CSV-Bürgermeister inzwischen erkannt hat. Am Mittwoch relativierte er seine politische Überzeugung: Dem *Tageblatt* gestand er, das Verbot der Einliegerwohnungen zu unterstützen, sei ihm schon vor drei Jahren nicht leicht gefallen. ●



Xavier Bettel im Februar in Laos...



...Ende März in Benin...

Politi





ik



...und in Togo

„First class human capital“

IIII Luc Laboulle

Kooperationsminister Xavier Bettel (DP) möchte den Sektor der Nichtregierungsorganisationen restrukturieren. Dafür hat er sie unter Druck gesetzt und die Öffentlichkeit getäuscht



Im Juni bei der Unterzeichnung der Vereinbarung mit dem Kigali International Financial Centre

Relations publiques „Ech hunn och vu verschidden ONGe gesot kritt, dass si zum Beispill iwwert den dote Budget hir RH, also déi Leit, déi sech em Relations publiques këmmen, domadder finanzéieren. Dat ass net de But vun dem Ganzen“, behauptete Außen- und Kooperationsminister Xavier Bettel (DP) am 16. Mai im Parlament, in seiner Antwort auf eine *question élargie* seines Vorgängers Franz Fayot (LSAP). Und fuhr fort: „Dofir wëll ech mat hinne kucken – zesummen – wéi mer déi Koordinatioun vun der Sensibilisatioun an der Educatioun kënnen verbessern, well de Moment ass et de Ministère, den esou seet, jo mir finanzéieren, oder nee, mir finanzéieren net. An ech fannen et och arbiträr, datt e Ministère kann decidéieren, wat richtig ass oder net.“ Zu dem Zeitpunkt waren die Nichtregierungsorganisationen bereits in heller Aufruhr.

Zwei Monate zuvor hatte Xavier Bettel erstmals seit seinem Amtsantritt Mitglieder des Cercle de la coopération et de l’aide humanitaire (Cercle) zu einem Höflichkeitsbesuch empfangen. Die Stimmung war angespannt, weil der Kooperationsminister sich Anfang des Jahres ohne Begründung geweigert hatte, die einjährigen Projekte im Bereich der Sensibilisierung und der Bildung für nachhaltige Entwicklung (*éducation au développement/ED*) zu unterzeichnen, die die kleineren entwick-

lungspolitischen und humanitären Nichtregierungsorganisationen (NGDOs) im Herbst noch bei Franz Fayot eingereicht hatten. Eingeführt wurde das Finanzierungssystem 1996, in den Gesetzesreformen von 2012 und 2018 wurde es bestätigt, Beanstandungen an seiner Funktionsweise hatte es bislang nicht gegeben: Größere NGDOs erhalten staatliche Zuschüsse in Höhe von 80 Prozent ihres Bedarfs durch eine drei- bis vierjährige Rahmenvereinbarung, kleinere müssen ihre Anträge jährlich einreichen. Die vorige Finanzministerin Yuriko Backes (DP) hatte die „Participation aux frais d’organisations non gouvernementales pour la réalisation d’actions de sensibilisation de l’opinion publique luxembourgeoise concernant la coopération au développement et autres mesures à cet effet“ im Haushaltsentwurf 2024 von 4 auf 4,65 Millionen Euro angehoben – rund ein Prozent des Gesamtbudgets in Höhe von 446 Millionen, die Luxemburg in diesem Jahr für Entwicklungszusammenarbeit und humanitäre Hilfe ausgibt. Ihr Nachfolger Gilles Roth (CSV) hat diesen Betrag übernommen und ihn im mehrjährigen Haushalt für 2025 und 2026 auf 5 Millionen Euro erhöht. Der Großteil wird in den Fonds de la coopération au développement transferiert, über den internationale Projekte gefördert werden.

[...]

[Fortsetzung von Seite 3]

Beim Höflichkeitsbesuch am 15. März war der Kooperationsminister gleich mit der Tür ins Haus gefallen. Er wolle nicht die Gehälter der Kommunikationsbeauftragten der NGOs finanzieren, weil ein zu großer Teil der staatlichen Zuschüsse in sektorinterne Weiterbildungen, Veröffentlichungen und Initiativen investiert werde und nicht genug in öffentliche Kampagnen, sagte Bettel. Deshalb müsse es Änderungen geben. Er habe schon mit Minister Claude Meisch (DP) darüber gesprochen, die Bildung für nachhaltige Entwicklung in die Programme des öffentlichen Schulsystems zu integrieren.

Bettels Ankündigungen waren unausgereift, unpräzise und zum Teil widersprüchlich. Dass die NGOs Gehälter zahlen, liegt vor allem daran, dass sie sich in den vergangenen Jahren professionalisiert haben und nicht mehr, wie noch vor 30 Jahren, fast ausschließlich mit Ehrenamtlichen arbeiten. Das hat ihnen auch erlaubt, ihre Expertise zu vergrößern; Weiterbildungen sind, wie in jedem Wirtschaftsbereich, aus einer sich ständig verändernden Welt nicht mehr wegzudenken. Obwohl die *Conditions générales* des Ministeriums strenge prozedurale Auswahlkriterien vorsehen, bemängelte Bettel, es sei nicht die Rolle des Ministeriums, von den NGOs eingereichte Projekte „arbiträr“ zu begutachten. Deshalb beschloss er, elf der 15 im Herbst eingereichten Jahresanträge zwar noch zu genehmigen und die zehn Rahmenverträge, die eigentlich dieses Jahr für drei bis vier Jahre erneuert werden sollten, bis Ende 2025 zu verlängern. Ein neuer Projektauftrag soll danach aber nicht mehr erfolgen, bis nächstes Jahr möchte er das System reformieren. Wie er das tun will, sagte er nicht. Stattdessen bat Bettel den Cercle, ihm Vorschläge für die von ihm verordnete Reform zu unterbreiten.

Guer näischt Nach dieser ersten Versammlung, die die Akteure aus dem Kooperationsbereich verunsichert zurückließ, weil an den staatlichen Zuschüssen – laut Franz Fayots Aussagen im Parlament – über 50 Arbeitsplätze hängen, bestellte die grüne Abgeordnete Joëlle Welfring den Minister am 29. April in eine gemeinsame Sitzung des parlamentarischen Kooperations- und des Bildungsausschusses. Dort relativierte Xavier Bettel seine Aussagen vom 15. März und ruderte zurück. Ein offizieller Sitzungsbericht wurde von der Abgeordnetenkommission noch nicht veröffentlicht, doch zwei Wochen später im Parlament unterstrich Bettel erneut, nichts sei „a Beton gegoss“: Die Reform solle in Arbeitsgruppen zwischen dem Ministerium und dem Cercle diskutiert und ausgearbeitet werden. Sollte sich herausstellen, dass seine Ideen ungeeignet seien, würde er sie wieder verwerfen: „Et fällt mer keng Zack aus der Kroun, wann ech eppes lanciert hunn, wat dono näischt gött. Guer näischt.“ Anschließend kündigte er die Schaffung einer Maison de la Coopération an, „wou een zesummen, och ONGen“, Ausstellungen, Versammlungen und Rundtischgespräche organisieren könne. Ziel dieser Maison de la Coopération sei es, mehr Menschen zu sensibilisieren, sagte Bettel. Was beispielsweise mit der von der ASTM herausgegebenen Zeitschrift *Brennpunkt Drëtt Welt* nicht erreicht werde, weil die nur von Menschen gelesen werde, die längst sensibilisiert seien, mutmaßte der Minister. Die Einrichtung einer Maison de la Coopération ist eine Forderung, die die NGOs schon seit 40 Jahren stellen. Bislang war sie aber stets am fehlenden politischen Willen der jeweiligen Regierungen gescheitert.

Grundsätzlich verschließt der Sektor sich der Reform der Bildung für nachhaltige Entwicklung nicht. Bei manchen Akteuren ist die Unsicherheit inzwischen einem Zweckoptimismus gewichen. Die Nord-Süd-Beziehungen stärker in die Stundenpläne zu integrieren, fordern die Organisationen seit Jahren. Würde die Bildung für nachhaltige Entwicklung in den Schulen unter Einbeziehung der Organisationen institutionalisiert, würde sich vermutlich nicht viel für sie ändern. Schon jetzt informieren sie mit pädagogischem Unterrichtsmaterial altersgerecht über fairen Handel, die Ausbeutung von Ressourcen und Arbeiter/innen, Armut und Hungersnot, die Vertreibung indigener Bevölkerungen, die Auswirkungen von Massenkonsum und Klimawandel auf den globalen Süden, die Verantwortung des globalen Nordens. Vielleicht könnte künftig noch einheitlicher aufgeklärt werden, als das bislang schon der Fall ist. Auch könnte verhindert werden, dass Lehrer/innen eine NGO nur in ihre Schulstunde einladen, weil sie ein Mitglied persönlich kennen.

Die 91 dem Cercle angegliederten und die rund 100 NGOs insgesamt verfolgen zum Teil unterschiedliche Ansätze: Manche agieren eher patriarchisch und kari-

tativ, andere fordern faire Preise für Agrarprodukte und Rohstoffe oder leisten humanitäre Hilfe, während noch andere deutliche Kritik am kapitalistischen Wirtschaftssystem und seinen multinationalen Unternehmen äußern, die sie für Ausbeutung, Armut und Umweltschäden im globalen Süden verantwortlich machen. Diese Unterschiede äußern sich aber eher in der politischen Sensibilisierung als im Bildungsbereich.

Lions Club Manche befürchten nun, Xavier Bettel wolle unter dem Vorwand, die Koordination von Sensibilisierung und ED zu verbessern, die politische Ausrichtung von Aufklärungskampagnen der staatlichen Kontrolle unterwerfen und sie ihrer kritischen Dimension berauben. Der linke Abgeordnete David Wagner mutmaßte diese Woche in einem Podcast, CSV-Premierminister Luc Frieden könne sich an der antikapitalistischen Haltung mancher NGOs stören, insbesondere wenn sie den luxemburgischen Finanzplatz hinterfragen. Er habe den Eindruck, für DP und CSV müssten NGOs „sou eppes si wéi de Lions Club“, meinte Wagner. Ähnliche Mutmaßungen stellte sein Parteikollege Marc Baum am Donnerstag gegenüber RTL an hinsichtlich der Entscheidung der Regierung, die Caritas vorerst nicht mehr finanziell zu unterstützen, nachdem ihr 61 Millionen Euro geklaut wurden: „An dass een och muss kucken, dass d’Caritas awer eng Organisatioun war, déi sech och an der Vergaangenheet ëmmer erëm kritesch geäussert huet, dass een elo vun dëser Noutsituatioun profitiert, fir een ‚onliebsame‘ Kritiker monddout ze maachen.“

Mit der Zusammenlegung von Außenpolitik, Entwicklungskooperation und Außenhandel in einem Ressort hat die Regierung im November ein Zeichen gesetzt. Mitte Juni hat Xavier Bettel bei einem Besuch in Ruanda ein Projekt der staatlichen Agentur Lux-Development zur Entwicklung des internationalen Finanzplatzes in der Hauptstadt des ostafrikanischen Staates genehmigt. Sein Vorgänger Franz Fayot (LSAP) hatte bereits 2021 eine entsprechende Absichtserklärung mit dem ruandischen Finanz- und Wirtschaftsminister unterzeichnet. Das neue Projekt sieht vor, dass Lux-Development das Kigali International Financial Centre (KIFC) bis 2028 mit 9,3 Millionen Euro unterstützt – doppelt so viel, wie Luxemburg jährlich für Sensibilisierung und ED ausgibt. Die Regierung erhofft sich davon, dass in Kigali „first class human capital for the financial sector“ herangezogen („cultivate“) wird: „I am thus more than pleased to see that so many actors from Luxembourg are involved in the development of the Kigali International Financial Centre, both from the field of development cooperation and the finance sector“, wird Bettel in der offiziellen Pressemitteilung zitiert, die die Regierung Ruandas im Anschluss an die Vereinbarung veröffentlichte.

Dieser finanzmarktorientierte Ansatz der „Entwicklungshilfe“ wird von NGOs oft kritisiert: Vorwürfe wie etwa die der ASTM, die noch im Februar beanstandete, der Luxemburger Finanzplatz beanspruche zwar eine Führungsrolle im Bereich der nachhaltigen Finanzprodukte, vernachlässige jedoch die Menschenrechtsfrage, konterkarieren die von der Regierung geförderten Expansionspläne der Finanzindustrie. Dass Xavier Bettel diese Form der politischen Arbeit der kritischen Zivilgesellschaft mit seiner Reform einschränken oder unterbinden will, scheint nicht unwahrscheinlich. Tatsache ist, dass der Cercle, dem Bettel mehr Befugnisse bei der Ausführung von Kampagnen zugestehen will, politisch „neutraler“ sein muss als seine Mitgliedsorganisationen, da er fast sämtliche NGOs aus dem Entwicklungshilfe-Sektor (mit Ausnahme der großen internationalen Organisationen) vertritt.

Restructurer Der von einigen NGO-Funktionären an den Tag gelegte Zweckoptimismus kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass unter den Organisationen weiterhin Ungewissheit und Misstrauen gegenüber den Plänen des Außen- und Kooperationsministers herrscht. Was auch an den widersprüchlichen Aussagen des Ministeriums liegt: Während Bettel am 16. Mai im Parlament ausdrücklich betonte, er habe noch überhaupt nichts entschieden und ihm falle kein Zacken aus der Krone, wenn die Reform scheitere, schrieben seine Beamten/innen in den im Anschluss an eine am 24. Mai stattgefundene Arbeitssitzung zwischen Kooperationsministerium und NGOs veröffentlichten Bericht: „Le Ministère a pris la décision de restructurer le secteur de la sensibilisation et de l’éducation au développement et a invité le Cercle à formuler une proposition de refonte du secteur à soumettre au MAE.“

Diese „Propositions“, die im Juni von den in der Sensibilisierung und ED tätigen Organisationen ausgearbeitet

Während Xavier Bettel am 16. Mai im Parlament ausdrücklich betonte, er habe noch überhaupt keine Entscheidung getroffen, schrieben seine Beamten/innen in den Bericht einer Arbeitssitzung vom 24. Mai: „Le Ministère a pris la décision de restructurer le secteur de la sensibilisation et de l’éducation au développement“

wurden, liegen dem Minister inzwischen vor. In dem fünfseitigen Papier versucht der Cercle einen Kompromiss zwischen den Interessen des Sektors und Bettels Restrukturierungsplänen zu finden. Zu Beginn erinnern die Autor/innen daran, dass der damalige Kooperationsminister Franz Fayot gemeinsam mit seinem irischen Kollegen Colm Brophy den Europäischen Kongress zur Globalen Bildung im November 2022 in Dublin präsiert hatte und Luxemburg sich in seiner 2018 ausgearbeiteten Kooperationsstrategie bis 2030 dazu verpflichtet hat, die finanzielle Unterstützung für Sensibilisierung und ED zu erhöhen, um der Bevölkerung die Komplexität und die Bedeutung der nachhaltigen Entwicklung besser zu vermitteln. In dem Strategiepapier ist vorgesehen, dass den nationalen NGOs dabei eine zentrale Rolle zukommt.

Roadmap In seinen konkreten Vorschlägen basiert der Cercle sich zum Teil auf ein bislang unveröffentlichtes „Audit“ des in Entwicklungsfragen erfahrenen belgischen Expertenkollektivs Cota, das Franz Fayot schon vergangenes Jahr mit der Ausarbeitung einer Roadmap beauftragt hatte. Es sollte zeigen, wie der luxemburgische NGO-Sektor mittelfristig gestärkt und die staatlichen Mittel kohärenter und zielführender eingesetzt werden können. Im Gegensatz zu Bettel stellte Fayot das staatliche Finanzierungssystem jedoch nie grundsätzlich in Frage.

In seinem Dokument schlägt der Cercle nun vor, im Bereich der Sensibilisierung und ED Programme für eine Dauer von fünf Jahren einzuführen und die Zugangskriterien zu diesen Programmen zu vereinfachen für Projekte, die von mehreren Organisationen gemeinsam eingereicht werden. Die Anträge der NGOs sollen nicht mehr vom Ministerium alleine, sondern nach klaren qualitativen Kriterien von einem Auswahlkomitee begutachtet werden, das sich aus Vertretern des Cercle, Beamten der betroffenen Ministerien und akademischen Expert/innen zusammensetzt. Der Cercle an sich soll finanziell und personell aufgestockt werden, damit er seinen Mitgliedsorganisationen beratend und koordinierend zur Seite stehen kann. Nicht zuletzt sollen sowohl auf Regierungsebene als auch auf der der NGOs neue Gremien geschaffen werden, die eine bessere Zusammenarbeit zwischen den unterschiedlichen Ressorts (Umwelt, Kooperation, Bildung, Kultur, Familie) und Organisationen ermöglichen.

Würde der Kompromiss umgesetzt, würde der Cercle wohl an Macht gewinnen und die einzelnen NGOs könnten einen (weiteren) Teil ihrer politischen Unabhängigkeit verlieren. Als Gegenleistung bekämen sie vielleicht ein schönes Haus, in dem sie Workshops, Konferenzen und Rundtischgespräche veranstalten können. Die Verhandlungen über die Vorschläge zwischen dem Cercle und Bettels Ministerium sind noch nicht abgeschlossen. Spätestens am 31. Dezember 2025 solle „dé nei Struktur en place“ sein, antwortete das Kooperationsministerium diese Woche auf Nachfrage. ●

Operation am offenen Herzen

IIII Peter Feist

Zur Rentrée will Yuriko Backes (DP) das Mobilitätsministerium reorganisieren

Einem geflügelten Wort zufolge sind in Luxemburg Infrastrukturen wichtiger, als was mit ihnen gemacht wird. Zwar trifft das immer weniger zu, doch gerade deshalb ist das Ministerium für Mobilität und öffentliche Bauten so groß und verwaltet so viel Geld: 1,78 Milliarden Euro kann es dieses Jahr ausgeben, weitere 1,2 Milliarden stehen als Kapitalausgaben im Staatshaushalt. Über Spezialfonds sollen dieses Jahr zusätzliche 1,67 Milliarden Euro fließen, davon 610 Millionen aus dem Fonds du rail, 447 Millionen aus dem Fonds des routes. 2027 sollen die Spezialfonds-Ausgaben insgesamt fast zwei Milliarden Euro betragen.

Damit das viele Geld effizient ausgegeben wird, reorganisiert Yuriko Backes (DP) ihr Ministerium. Im Koalitionsvertrag von CSV und DP steht davon nichts. Im Unterschied zu dem der ersten DP-LSAP-Grüne-Regierung, der 2013 eine „Reform“ der Straßenbauverwaltung ankündigte und mehr Kosteneffizienz bei den Infrastrukturausgaben zur „absoluten Priorität“ erhob. Oder dem der zweiten blau-rot-grünen Koalition, in dem stand, der 2004 geschaffene Verkéiersverbond werde durch eine Administration des transports publics ersetzt. Was 2021 geschah und ein seltener Fall war, dass eine öffentliche Einrichtung in eine Staatsverwaltung transformiert wurde.

Was Backes nun vorhat, ist die Fortsetzung des Bisherigen. Oder ein Schlusspunkt: die interne Fusion des Ministeriums. Zum 16. September würden vier Generaldirektionen geschaffen, meldete der Pressedienst der Regierung nach der Kabinettsitzung vom 24. Juli, die dem Vorhaben grünes Licht gab. Vier Direktionen klingt unspektakulär. In Wirklichkeit aber stecken in dem eigentlich schon seit 2009 von einem einzigen Minister (damals Claude Wiseler von der CSV) geführten Ressort „Transport und öffentliche Bauten“ nach wie vor zwei. Man sieht es an den Jahresberichten: Nicht das Ministerium publizierte im Frühjahr einen Bericht über das vorige Jahr, sondern seine beiden großen *départements* Mobilität und Transport sowie öffentliche Bauten je einen. Darin zählen die Abteilungen und Verwaltungen der *départements* auf, was sie gemacht haben. Dass es dabei eine Koordination gab, die übergreifenden politischen Zielen folgte, ist schwer zu erkennen.

Gerade jetzt zu reorganisieren, hat auch damit zu tun, dass Tom Weisgerber im Herbst in den Ruhestand tritt, der Generalkoordinator der öffentlichen Bauten. Die andere Generalkoordinatorin ist Félicie Weycker, für Mobilität und Transport. Weisgerber und Weycker sind das „Binom“ des Ministeriums, mit jeweils enormer Entscheidungsgewalt. Was auf der einen Seite Backes' Vorgänger François Bausch (Grüne) zum Beispiel dabei half, der zu den öffentlichen Bauten gehörenden, sehr großen Straßenbauverwaltung die Zuständigkeit für allgemeine Verkehrsplanung zu entziehen und Ponts & Chaussées, was das anging, der Abteilung für Mobilitätsplanung zu unterstellen. Auf der anderen Seite hält das Regiment, mit dem Weisgerber und Weycker ihre *départements* führen, sie als zwei Silos aufrecht. Was sich nun ändern soll.

Und was einer Operation am offenen Herzen gleichkommt, wenn alles bis zur Rentrée stehen soll. Die vier Generaldirektionen heißen „Transports publics et infrastructures de transport“. „Affaires générales, transports aériens, stratégie et innovation“. „Bâtiments publics et urbanisation“. Und „Affaires juridiques, marchés publics et logistique“. Sie scheinen zu übernehmen, was schon da ist. Dem Vernehmen nach sollen sie ein Direktionskomitee bilden, mit dem Backes sich einmal die Woche trifft, um die Prioritäten zu besprechen. So hält sie es auch in ihren beiden anderen Ressorts, Verteidigung und Gleichstellung. Dass es verhindern soll, dass die vielen Zuständigkeiten ihr über den Kopf wachsen, liegt nahe.

Wie gut die vier Generaldirektionen die zwei *départements* absorbieren und zusammenarbeiten werden, muss sich zeigen. Für drei der vier Direktorenposten hat Backes sich Leute von draußen geholt. Félicie Weycker ist die einzige künftige Generaldirektorin (für juristische Angelegenheiten, öffentliche Ausschreibungen und Logistik), die schon

Yuriko Backes
an der
Regierungsbank
im Parlament



Die Ernennung von Jean-Paul Lickes hat am meisten überrascht. Er ist Chemiker, Erfahrung in der Mobilität muss er sich erst erarbeiten

da ist. Im Grunde wird die Generalkoordinatorin Mobilität damit zurückgestuft. Doch ihr bisheriges Amt, wie das von Tom Weisgerber, abzuschaffen, ist nun mal ein Ziel der Übung. Die Koordination aller Generaldirektionen übernimmt Backes' rechte Hand Max Dörner. Was mehr ein politischer Job ist als ein fachlicher. Dörner, früher im Finanzministerium neben Bob Kieffer ein Mann für alles – woher Yuriko Backes ihn kennt –, hat ein Auge auf all ihre Ressorts, damit dort die Prioritäten nicht aus dem Blick verloren werden und die Ministerin politisch nicht in Bedrängnis gerät.

Die Pressemitteilung nach der Regierungsratssitzung deutete an, dass die Nominierungen für Backes eine Frage des Vertrauens sind. Sie kennt Sylvie Siebenborn, künftige Direktorin für öffentliche Bauten, aus dem Finanzministerium, wo Siebenborn unter anderem im Comité d'acquisition arbeitet und in der Commission des loyers, zuständig für die Anmietung von Gebäuden für den Staat. Gilio Fonck, den Verwaltungsdirektor der Maison du Grand-Duc, kennt sie aus ihrer Zeit bei der EU-Kommission und dann als Hofmarschallin. Die Ernennung von Jean-Paul Lickes, dem Direktor des Wasserwirtschaftsamts, zum General-

direktor für den öffentlichen Transport und Transportinfrastrukturen, überrascht am meisten. Lickes ist Chemiker, Erfahrung in der Mobilität hat er keine. Die wird er sich erarbeiten müssen – in dem gerade auf diesem Gebiet sehr wichtigen Ministerium unter Zeitdruck. Dass der Posten, dessen Inhaber es immerhin mit den CFL zu tun bekommt, mit Ponts & Chaussées, Luxtram und den Busbetrieben, nicht intern besetzt wurde, erstaunt.

Dass Lickes als Gemeinderat von Habscht aktiver DP-Politiker ist, mit Gilio Fonck noch ein DP-Mann Generaldirektor wird und DP-Fraktionssekretär Loris Meyer zwar kein solcher Direktor, aber Kommunikationschef des Ministeriums, lässt die Reorganisation DP-lastig aussehen. Oder als suchte Yuriko Backes vor allem nach Loyalität. Was vielleicht nicht zutrifft, weil sie selber erst seit zwei Jahren Mitglied der DP ist. Doch auch wenn es in Ministerien Tradition hat, parteinah zu rekrutieren, hat Yuriko Backes es drei Mal auf einen Schlag getan. Darunter auf zwei sehr hohe Posten. Ihrem Vorgänger François Bausch muss man zugutehalten, lediglich eine mit Parteikalkül behaftete Personalentscheidung getroffen zu haben. Nicht für ein Ministerium, sondern den Verwaltungsratsvorsitz der Cargolux, auf den er 2021 Christianne Wickler berief und auf dem diese zwei Jahre lang blieb.

Über Verwaltungsratsposten zu entscheiden, bleibt Yuriko Backes noch, wenn die Reorganisation im *Héichhaus* wirksam geworden ist. Die bisherigen Spitzenleute Félicie Weycker und Tom Weisgerber bekleiden hochrangige CA-Posten. Tom Weisgerber sitzt in fünf Verwaltungsräten, insbesondere ist er Präsident von Cargolux (nach Christianne Wickler). Félicie Weicker sitzt in sechs. Darunter an der Spitze der CA von Luxairport, Fonds du Kirchberg und Fonds Belval, und sie ist Vizepräsidentin der CFL. Das Ministerium weist alle Fragen zu diesen Posten ab: Sobald sich etwas ändert, werde es mitgeteilt. ●

B L O G

PERSONALIE

Tessa Möller,

in Luxemburg gebürtige Klimawissenschaftlerin am Internationalen Institut für Angewandte Systemanalyse in Laxenburg, ist eine der beiden Hauptautorinnen eines Artikels, der vorige Woche in *Nature Communications* erschien. Demnach bliebe bei Fortsetzung der aktuellen Klimapolitik bis zum Jahr 2100 ein Kippunkt-Risiko von 45 Prozent in den darauffolgenden zwei Jahrhunderten selbst dann möglich, wenn die Erderwärmung später wieder unter 1,5 Grad sinkt. Möller ist auf die Anwendung von Klimamodellen spezialisiert, erforscht Klimakippunkte und deren Einfluss auf den Meeresspiegelanstieg. Auf die Frage, wie stark der Meeresspiegel bis 2100 steigen könnte, sagte sie dem *Land*: „Um etwa 0,4 Meter falls die globale Erwärmung 1,5 Grad nicht überschreitet, und um bis zu 1,6 Meter,

falls es zu einer stärkeren Erwärmung kommt“. Sie zitiert Zahlen, die dem IPCC-Bericht von 2021 entstammen. Der *Nature*-Beitrag „Achieving net zero greenhouse gas emissions critical to limit climate tipping risks“ ist frei zugänglich. [SM](#)

JUSTIZ

« Caritas : Mission secrète »

Dans l'affaire Caritas, le Parquet de Luxembourg a publié un communiqué, ce mardi. On y lit que, « selon toute vraisemblance », les virements frauduleux seraient liés à une « fraude/arnaque au président », c'est-à-dire à un criminel qui se serait fait passer, par téléphone ou par courriel, pour le CEO ou le président de Caritas. Or, cette manipulation fonctionne normalement une fois, deux tout au plus. Que la mascarade ait duré plusieurs mois et conduit à plus de cent virements frauduleux,

voilà ce qui semble tout à fait extraordinaire (et presque digne d'un Docteur Mabuse ou d'un Professeur Moriarty). La suite du communiqué du Parquet semble également rocambolesque : « Le collaborateur dupé peut aussi être invité à ne pas respecter les procédures ordinaires d'autorisation prévues dans l'entité, dans le but de permettre une prétendue opération hors du commun, ou une prétendue mission secrète ». Sur *RTL-Radio*, le directeur de l'ABB, Jerry Grbic, a pris, lui, la défense des deux banques impliquées : « Il peut arriver que dans une banque qui reçoit des documents et qui ne peut pas immédiatement reconnaître s'il s'agit d'une copie, d'un faux ou de l'original, mais que cela correspond à l'activité de Caritas, alors dans ce cas, cela peut être fait ». [BT](#)

SOZIALES

Lauter reiche Rentner?

Im Durchschnitt wie im Median hätten hierzulande

die Pensionierten höhere Einkünfte als die Aktiven, schreibt die UEL an vier Stellen in ihrem Teil des Berichts des Wirtschafts- und Sozialrats zu den Renten im *Régime général* für den Privatsektor. Unter anderem ergäben das Berechnungen der Handelskammer mit Daten von Eurostat: 2021 hätten die Medianeinkünfte Pensionierter 108,5 Prozent der Einkünfte der Aktiven entsprochen. Dagegen in den Nachbarländern zwischen 69,6 Prozent (Belgien) und 84,2 Prozent (Frankreich).

Die Generalinspektion der Sozialversicherung (IGSS) teilt auf Anfrage mit, ihre Daten gäben das nicht her. Die UEL beziehe sich wohl auf Schätzungen sämtlicher Einkünfte, darunter auch auf Vermögen und Kapital, wie Eurostat und die OECD sie anstellen. Der Vergleich nur von Renten und Gehältern fällt so aus: 2022 betrug laut IGSS im *Régime général* des *Privé* die durchschnittliche Monatsrente 2 398 Euro brutto. 3 235 Euro bezog, wer nur in Luxemburger Beiträge gezahlt hatte. Das durchschnittliche Jahres-Bruttogehalt dagegen betrug 2022 laut Statec 74 542 Euro

ohne den öffentlichen Sektor. Oder 6 212 Euro im Monat.

UEL-Chefökonom Nicolas Simons erklärt, der Vergleich des Unternehmerverbands umfasse in der Tat alle Arten von Einkünften. Wie auch alle Renten, inklusive die im öffentlichen Sektor und die Fünf-Sechstel-Pensionen im Übergangsregime des *Public*. Was in einem WSR-Bericht, der sich nur um das System für den Privatsektor drehen sollte, vermutlich *de bonne guerre* ist mit Blick auf die ab Herbst geplante politische Konsultation. (Foto: oh). [PF](#)

GESUNDHEIT

Kaum aus dem Saarland

Für saarländische Ärzte sei Luxemburg als Arbeitsort „kaum attraktiv“. So die *Saarbrücker Zeitung* am Mittwoch unter Berufung auf eine Sprecherin der Ärztekammer des Saarlands. Von deren 7 400 Mitgliedern arbeiten „52 ausschließlich oder teilweise“ in Luxemburg. Deshalb sei die Abwanderung dorthin für die Saar-Ärztekammer „nicht das Hauptproblem“. Meldungen wie diese dürften zitiert werden, falls nach der Rentrée die Diskussion auflebt, Luxemburg für Ärzt/innen aus dem Ausland attraktiver zu machen. [PF](#)

ARMEE

Joerhonnertinvest

Ende voriger Woche besserte die Regierung ihren Gesetzentwurf über den „Joerhonnertinvest“ in die Armee nach: Der Staatsrat

akzeptiert nicht, pauschal 2,616 Milliarden Euro für die Anschaffung gepanzerter Fahrzeuge zum Einsatz im Aufklärungsbataillon mit Belgien sowie zur Deckung ihrer Betriebskosten zu genehmigen. Im Gutachten zum Gesetzentwurf verlangt er, die Ausgabe „avec toute la précision“ aufzuschlüsseln. Was die Regierung nun insofern getan hat, als sie „rund“ 1,3 Milliarden Euro für die Anschaffung der Panzer vorsieht und für die Betriebskosten „rund“ 1,315 Milliarden. „Rund“ soll „Flexibilität“ bieten: Da die Investition sich über 30 Jahre erstrecke und viele Verträge „zu internationalen Bedingungen“ umfasse, sei es „extrem schwierig“, mehr Präzision zu liefern. [PF](#)

D'LAND

Erratum I

Juste après l'envoi des bons à tirer de notre édition du 2 août, le gendarme financier du foot français a pris la décision de rétrograder les Girondins de Gerard Lopez en national 2, soit encore un échelon en dessous de ce qui était pressenti. [PSO](#)

Erratum II

Marc Baum, Abgeordneter der Linken und Gemeinderat in Esch/Alzette, ist bereits zum 1. November 2023 aus dem Verwaltungsrat der Kultur-ASBL Fresch ausgetreten und nicht vorigen Monat, wie im *Land* vom 2. August stand. [SP](#)



Noch längst nicht sicher

So unbeschwert wie beim Vëlos-Fest im Juni 2022 auf dem für sie eine Weile reservierten Boulevard Royal können Radfahrer/innen im Zentrum der Hauptstadt nicht überall sein. Auf dem Weg ins Zentrum muss die Avenue Marie-Thérèse genommen werden, auf der ein Radweg zurzeit getestet wird. Am 17. Juli kam es dort zu einem schweren Unfall: Ein LKW, der an der Kreuzung mit dem Bouvelard Royal nach rechts Richtung Bahnhof abbiegen wollte, fuhr einen Radfahrer an und verletzte ihn schwer.

Die Organisation ProVelo wirft der Stadt vor, „Pop-up-Radwege“ wie den an der Avenue Marie-Thérèse einzurichten, statt ein adäquates Radverkehrskonzept umzusetzen. 2018 sei versprochen worden, ein sicherer Zugang ins Zentrum könne über die Avenue Monterey führen, mit einer weniger stark von Autoverkehr beanspruchten Kreuzung auf Höhe des Boulevard Prince Henri.

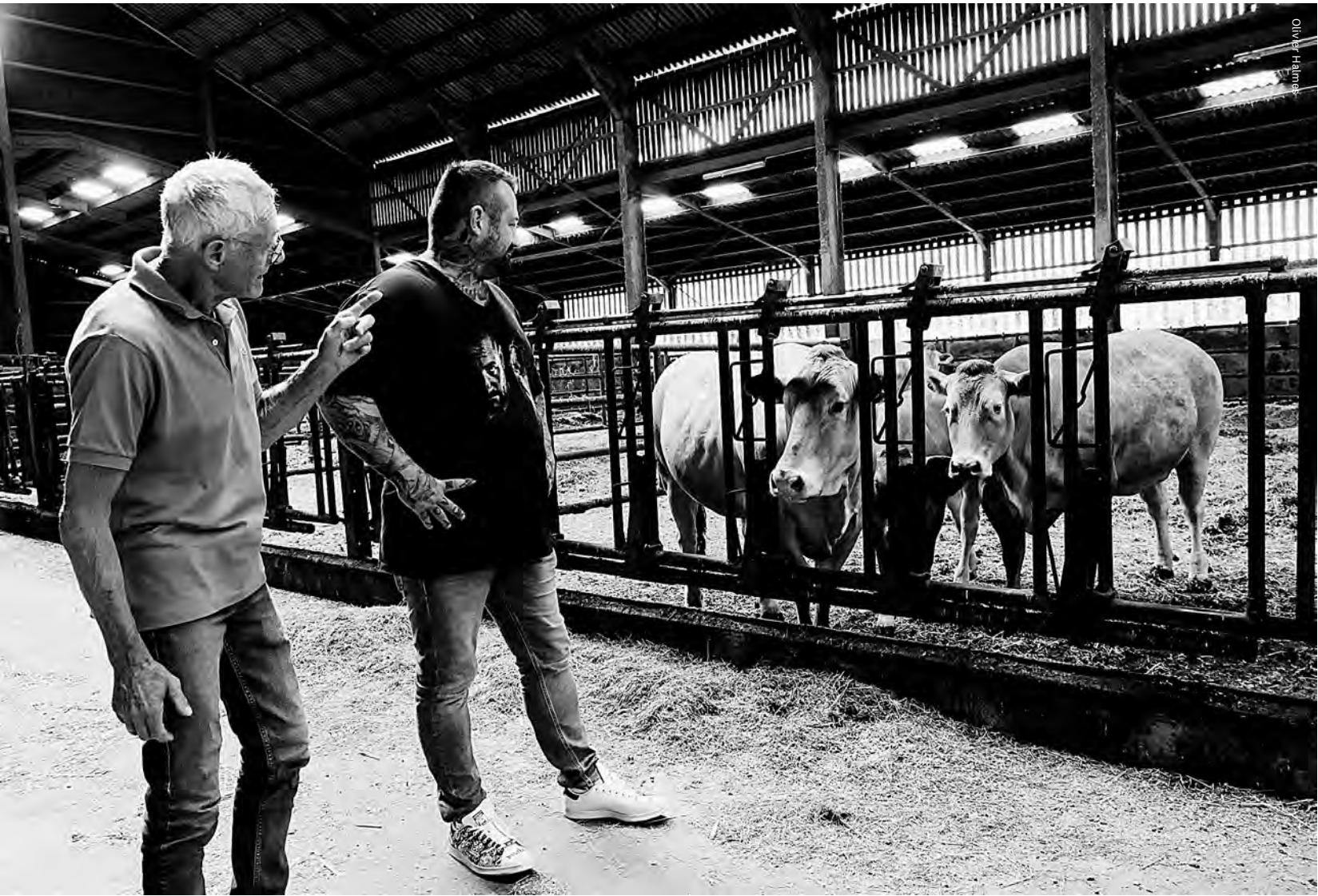
Für den gestrigen Donnerstagabend hatte ProVelo zu einer „Mahnfahrt“ durchs Zentrum der Hauptstadt aufgerufen. Der grüne Gemeinderat François Benoy richtete am Mittwoch eine dringende Anfrage an DP-Bürgermeisterin Lydie Polfer. Er möchte wissen, wie sie den Hergang des Unfalls am 17. Juli einschätzt. Ob auch sie findet, dass die Kreuzung zwischen Avenue Marie-Thérèse und Boulevard Royal dringend verändert werden muss, wie und in welcher Frist das geschehen soll. Ob ihr noch andere für Radfahrer/innen besonders gefährliche Orte im Stadtgebiet bekannt sind und welche Vorschläge zur Lösung sie hat.

ProVelo hatte vergangene Woche erklärt, der Unfall vom 17. Juli sei der zweite auf der Avenue Marie-Thérèse seit März dieses Jahres. Beim ersten seien zwei Radfahrer miteinander kollidiert. Was die Organisation ebenfalls darauf zurückführt, dass der aktuelle Radweg nicht so beschaffen ist, wie er sollte. [PF](#)

Toute la bête

IIII France Clarinval

Manger moins de viande s’impose comme un impératif écologique, économique et moral. Éleveurs, bouchers et restaurateurs y œuvrent aussi



L'éleveur Léon Bourg
montre au boucher
Guy Kirsch la vache
qu'il lui destine

Se nourrir ne relève pas uniquement des besoins primaires. L'alimentation n'apporte pas seulement le plaisir sensuel du goût, la valorisation de traditions culturelles ou la satisfaction sociale du partage. Aujourd'hui, toute réflexion autour de la nourriture renvoie à des notions écologiques, économiques ou éthiques. Manger est devenu un geste politique qui convoque notre conscience citoyenne.

En particulier, la consommation de viande est un sujet clivant dans nos contrées, tant elle « figure dans tous les décors de la vie alimentaire » comme l'écrivait Roland Barthes, certes en 1957. Longtemps vue comme garante de bonne santé et signe extérieur de bien-être matériel, elle est désormais pointée du doigt. Au nom de la lutte contre le changement climatique, par souci du bien-être animal ou pour des raisons de santé, la consommation de viande se trouve de plus en plus remises en question.

Aujourd'hui, déjà, ce sont 65 milliards d'animaux qui sont tués chaque année dans le monde, soit près de 2 000 animaux par seconde, pour finir dans nos assiettes, selon les chiffres du WWF (World Wildlife Fund). Les Nations Unies prévoient qu'en 2050, alors que la population devrait atteindre près de dix milliards d'individus, la consommation de viande pourrait encore augmenter de plus de 75 pour cent à l'échelle mondiale. Cette production massive n'est pas sans conséquence sur notre environnement.

L'impact de l'élevage sur le climat et l'environnement est principalement lié aux cultures dédiées à l'alimentation animale. Un tiers de la surface terrestre est consacré à la culture ou à l'élevage et l'essentiel de la déforestation est due à l'agriculture, principalement en raison du développement de la culture de soja destinée à nourrir le bétail. De 2,5 à dix kilos de protéines végétales sont ainsi nécessaires pour produire un kilo de protéines animales. La filière viande représente autour de quinze pour cent des émissions mondiales de gaz à effet de serre, le bœuf étant le plus émetteur. « Pour atteindre la neutralité carbone en 2050, les Français devront manger moins de viande, une baisse variant de vingt à 70 pour cent selon les scénarios ». Ce ne sont pas des écologistes rabiques ou des militants véganes qui l'assèment mais la très sérieuse Cour des comptes française. Dans son rapport de

mai 2023, la gardienne des finances publiques préconise de réduire le nombre de bovins pour tenir les engagements climatiques internationaux.

Au début du 19^e siècle, on mangeait vingt kilos de viande par an et par personne dans les pays occidentaux, relate l'historien Bruno Laurioux dans *Pour une histoire de la viande* (2017). La consommation de viande, arrivée à un pic historique à la fin du vingtième siècle (avec plus de 80 kilos), a maintenant entamé son lent déclin. Cependant, si la consommation de viande brute diminue chez les ménages, les produits carnés continuent à jouer un rôle central dans la composition des plats. L'appétit pour les produits transformés et les modes de consommation hors domicile maintiennent la viande comme une source privilégiée de protéines.

Manger moins de viande, s'impose progressivement dans l'esprit des consommateurs. Le Luxembourg suit cette tendance avec une consommation moyenne de 85 kg de viande par an et par personne, soit dix kilos de moins que l'estimation faite en 2015. Dans une réponse à une question parlementaires, Martine Hansen, ministre de l'Agriculture, de l'Alimentation et de la Viticulture (CSV) détaille les différents types de viande. C'est principalement la consommation de porc qui a baissé au fil des dix dernières années, même si cette viande domine toujours les habitudes alimentaires, avec 31 kilos. En revanche la consommation de bœuf et de veau a grimpé de 25 à 28 kilos sur la même période, tout comme celle de volaille (18,7 à 20,3 kg). Parallèlement, le prix de la viande a connu des hausses considérable. Le budget qui lui est consacré a augmenté (1 147 en 2021, 1 389 euros en 2023) alors que les volumes consommés ont baissé. Ces dépenses qui représentent près d'un quart (22,4 pour cent) du budget alimentaire total.

Jusqu'ici, cette évolution des habitudes pèse peu sur les éleveurs du pays. Le nombre d'animaux abattus issus du cheptel luxembourgeois est à peu près constant, autour de 22 000 tonnes, dont près de la moitié (48 pour cent) est exporté. Cependant, 45 000 tonnes de viande sont importées d'autres pays de l'UE, principalement de Belgique, soit 80 pour cent de la viande consommée. Un paradoxe qui s'explique par les grandes disparités de qualité et de prix de la viande et des morceaux consommés. Par exemple, les vaches de réforme, c'est-à-dire

Malgré la baisse de consommation de viande brute, les produits carnés jouent toujours un rôle central dans la composition des plats

des laitières qui ne donnent plus assez de lait (quand elles ont cinq ou six ans) ne sont pas vendues au même prix que les races à viande, abattues à peu près au même âge. Les grandes et moyennes surfaces couvrent à elles seules plus de 80 pour cent des achats de viande de boucherie, de volaille et de charcuterie des ménages. Les prix qui y sont pratiqués, tirés vers le bas par les demandes des consommateurs, n'assurent pas la même qualité que le travail des bouchers plus exigeants.

Ainsi, les viandes labellisées « Produits du terroir » viennent obligatoirement de bovins nés, élevés et abattus au Luxembourg. C'est ce que produit Léon Bourg, dans sa ferme située à cheval sur la frontière belge, à Graas. La soixantaine de vaches qui paissent au soleil sont toutes nées chez lui. Elles sont nourries uniquement avec ce qui est produit sur place : pâturage, foin, maïs et céréales selon des mélanges que le cultivateur réalise en fonction de l'âge et des besoins de ses bêtes. Il y a environ trente ans, sous la contrainte des quotas laitiers, que Bourg a diversifié sa production, réduisant le nombre de Holstein pour élever des Blondes d'Aquitaine. « Une race calme, peu sujette aux maladies, qui vèle facilement qui donne une bonne viande », résume l'éleveur. Les taureaux qui servent à la reproduction viennent d'élevages en France : « Je vais voir sur place pour m'assurer de leur qualité. Je les achète encore jeunes pour maîtriser les risques sanitaires et suivre leur croissance, même si ça suppose plus de temps d'élevage, donc plus de coûts. »

[...]

[Suite de la page 7]

L'élevage de Bourg suit un cycle bien rodé. Les génisses ont leur premier veau vers deux ans et donneront naissance à un veau tous les douze à quatorze mois, soit cinq à sept fois dans leur vie. Entre six et huit ans, parfois moins, parfois plus selon les bêtes, après le sevrage de leur dernier veau, les vaches sont engraisées pendant quelques mois, surtout avec des céréales. Elles sont finalement menées à l'abattoir à Ettelbruck, « avec le moins de stress possible : en une heure de transport, on peut gâcher des années d'élevage ». Les veaux mâles (au taurillons) seront aussi vendus pour leur viande, sans doute à l'étranger car « au Luxembourg, on veut du veau bien blanc, ce qui suppose de les enfermer pour contrôler leur nourriture. C'est contraire à ma philosophie ».

En pointant une vache bien dodue, Léon Bourg indique à Guy Kirsch : « Celle-ci sera chez toi demain ». Le boucher est son voisin et vient régulièrement voir les bêtes sur pied, pour les connaître et les choisir. Pour celui qui a d'abord travaillé dans un abattoir, le bien-être de l'animal doit être respecté tout au long de sa vie, y compris à la toute fin. Il met cet aspect bien plus en avant que les questions environnementales : « Avoir les champs face à nous, c'est quand même plus écologique qu'une ville », lance-t-il en montrant le paysage d'un geste large.

La vache sélectionnée donnera entre 500 et 600 kilos de viande. Conscient du travail extensif, et de la qualité du produit obtenu, Kirsch va payer environ six euros le kilo « sur carcasse ». « Impossible de vendre cette viande à huit euros comme on voit chez les discounters en Allemagne », clame le boucher. Il fustige des filières « qui ne respectent pas le bétail, pas l'éleveur et sûrement pas le consommateur ».

À 45 ans, le boucher le plus tatoué du Luxembourg exerce son métier « à l'ancienne » comme il l'a appris chez Kaiffer quand il était apprenti à la fin des années 1990. Il se fournit uniquement sur le marché national et travaille des bêtes entières. Il détaille les différentes parties de l'animal qui correspondent à différentes utilisations. « La partie avant doit être désossée au plus vite pour garder la fraîcheur. » Ces morceaux seront transformés pour des hachés, des saucisses, et diverses charcuteries. « La mode du hamburger nous sauve. On peut utiliser différentes parties et mélanger les hachés. » À l'avant on trouve aussi le paleron ou le jarret, considérés comme des « morceaux à soupe ». L'arrière de la vache comprend les quartiers les plus nobles : filet, côtes, entrecôte, faux-filet et quasi. Cette viande va être maturée entre quatre et six semaines pour perdre de l'eau, dévelop-

per ses saveurs et sa tendreté. « On voit dans les supermarchés de la viande qui n'a même pas une semaine de maturation. Elle est bien rouge, mais elle n'a aucun goût », martèle Kirsch. Dans un discours bien rodé, il se dit fier du métier de boucher et veut l'exercer dans toutes ses facettes pour ne pas devenir un « vendeur de viande ».

Les « bas morceaux » représentent plus de soixante pour cent de la viande commercialisable. Ne pas les utiliser est une aberration économique et écologique. « On fait toutes les transformations sur place, ce qui nous permet de valoriser toutes les parties comestibles d'un animal, pour que ces bêtes ne soient pas mortes pour rien », détaille le boucher en faisant visiter ses ateliers où travaillent vingt personnes. Ce qu'il ne vend pas à la découpe peut être utilisé dans son restaurant – au nom consacré de Bestial – dans des plats préparés ou pour le service de traiteur où travaille sa sœur. « Je vends des kilos de langue à la sauce madère, mais presque aucune langue brute : Les gens ne savent plus cuisiner. »

Face à la demande pour des pièces nobles, il faut faire preuve de pédagogie et d'inventivité pour emmener les clients ailleurs. « Nous achetons les produits les plus bruts possibles et nous nous creusons la tête pour cuisiner tous les morceaux », explique Killian Crowley, le chef de Beim Schloss à Wiltz. Il pointe l'intérêt économique de la démarche, le prix au kilo représente une moyenne entre les différentes parties. Il tient aussi à dynamiser son équipe : « Travailler les animaux entiers oblige à sortir de sa zone de confort. Cela nous pousse à faire des essais et des recherches, à découvrir de nouvelles techniques et de nouveaux goûts. » Le jeune chef note que le faux-filet a toujours la côte mais il estime que ses clients « sont prêts à essayer autre chose quand on leur explique ». Il développe quelques astuces comme ne pas donner de détails sur le menu pour lancer la discussion avec le client. « Sur le menu, on écrit 'Cochon de Draufelt'. Alors on parle de la région, de l'élevage, ça crée un lien, une confiance. Après on peut s'attarder sur le morceau et la façon de le cuisiner. »

La confiance est aussi au cœur du travail de Frédéric Vuillemin, chef du Becher Gare, désigné meilleur restaurant de terroir par le Gault&Millau 2024. « J'ai enlevé le filet de bœuf de la carte il y a deux ans. C'est trop cher et je m'ennuie à le cuisiner. Il n'y a rien d'excitant à poêler un steak. » Désormais, on trouve dans ce restaurant de Bech-Kleinmacher de la poire de bœuf, du merlan d'épaule ou du paleron. Des pièces que le chef fait mariner avec du soja et du citron, fume lentement au barbecue ou encore cuit à basse température pendant plusieurs jours. « L'éleveur avec

Les « bas morceaux »
représentent plus de
soixante pour cent de la
viande commercialisable

qui je travaille est aussi boucher. Il m'appelle quand il a des quartiers difficiles à vendre. »

Clovis Degrave est plus circonspect. Le chef constate que tout est affaire de positionnement : « À l'Hostellerie du Grünwald, tout le monde veut du filet pur. J'aimerais bien ne plus le faire, ce n'est pas la pièce la plus intéressante, mais les clients la réclament ». En face, il a ouvert sa Chef's Table, plus haut de gamme, avec un menu unique. Là, les clients se laissent plus facilement embarquer « car ils se disent que c'est gastronomique, ils se laissent faire ». Il voit aussi que les plats traditionnels comme les rognons connaissent un certain succès, « mais on a essayé des ribs caramélisés... On en a vendu cinq ! »

La demande de morceaux nobles déjà en train de baisser en raison du prix élevé, voire très élevé de ces quartiers. « Depuis longtemps, la restauration collective se tourne vers des produits moins chers pour des ragoûts, des émincés ou des hachés. Les restaurants classiques s'y mettent aussi », détaille Vito Laterza, responsable commercial à La Provençale. Pour preuve, il remarque que le volume global de ce que vend le grossiste n'a pas changé alors que le chiffre d'affaires sur la viande baisse. Il constate aussi une nette augmentation de la vente de volaille, entière ou découpée.

Le leitmotiv flexitarien « moins mais mieux », se heurte encore aux réalités de terrain, aux questions économiques comme aux habitudes tenaces. Au Luxembourg, la restauration scolaire a déjà pris le pas de proposer des alternatives végétales à chaque repas. Les associations et les militants demandent de mieux informer sur la provenance et la transformation des bêtes, contrôler les messages publicitaires, notamment pour les produits transformés et de mauvaise qualité, voire moins taxer les aliments avec un impact faible ou positif sur l'environnement. ●

Guy Kirsch dans ses
ateliers de boucherie
à Graas, ce mardi



Oliver Halmes



Diplômés et au chômage :
quand l'éducation ne
signifie pas toujours une
garantie d'emploi

Diplômés au chômage

IIII Ema Mehic

Le niveau d'étude augmente, mais le chômage persiste. Une tendance (inquiétante ?) à décrypter

De plus en plus de diplômés de l'enseignement supérieur figurent parmi les demandeurs d'emploi inscrits à l'Adem. Ce taux a atteint trente pour cent de l'ensemble des inscrits au 31 mai 2024, contre seulement quinze pour cent il y a dix ans. C'est ce qui ressort de la récente réponse du ministre du Travail, Georges Mischo (CSV), à une question parlementaire des députés socialistes Georges Engel et Claude Hagen.

Selon Inès Baer, responsable des statistiques à l'Adem, cette situation serait quasiment inévitable : « Cette proportion augmente constamment, il s'agit d'une tendance sociétale ». L'augmentation du niveau de formation dans la population générale, que ce soit par l'obtention d'un diplôme universitaire, d'un BTS ou d'un doctorat, conduirait naturellement à une hausse du nombre de diplômés parmi les demandeurs d'emploi.

Il faut cependant contextualiser ces statistiques. Inès Baer précise que seulement 27 pour cent des demandeurs d'emploi inscrits à l'Adem avec un diplôme supérieur restent plus de douze mois sans emploi. Autrement dit, malgré l'augmentation du nombre de diplômés inscrits à l'Adem, ces derniers quittent l'agence plus rapidement que ceux ayant des niveaux de qualification plus bas. En comparaison, 51 pour cent des demandeurs d'emploi possédant une qualification inférieure demeurent inscrits à l'Adem après un an.

Un fait surprenant se dégage de l'analyse des disciplines touchées par le chômage : les sciences économiques (1 570 demandeurs), les sciences appliquées (800) et les sciences sociales

et éducatives (538) sont particulièrement représentées. Ces domaines sont souvent associés à des pénuries de main-d'œuvre au Luxembourg, mais ne garantissent pas nécessairement une sécurité de l'emploi. Inès Baer explique que, bien que ces disciplines soient effectivement en demande et que les diplômés de ces domaines soient recherchés, elles sont également parmi les plus étudiées. Par conséquent, et paradoxalement, la saturation dans ces domaines persiste malgré les besoins en compétences spécifiques.

De plus, une analyse plus approfondie, le « Zoom Emploi » de décembre 2023, révèle que la hausse des demandeurs d'emploi diplômés est principalement due à l'afflux de candidats provenant de pays tiers tels que l'Ukraine, l'Inde ou les pays du Maghreb. Ces personnes rencontrent souvent des difficultés pour faire reconnaître leurs diplômes. Inès Baer explique : « Il est parfois difficile pour les employeurs de faire confiance aux diplômes étrangers car ils ne sont tout simplement pas aussi bien connus que les diplômes européens, même s'ils sont pertinents ». Les défis varient selon les spécialisations. Dans le domaine des sciences sociales, les exigences en matière de reconnaissance des diplômes sont particulièrement strictes, notamment en raison des conditions liées aux financements publics. En revanche, dans les sciences économiques, les opportunités de montée en compétences (*upskilling*) et de reconversion professionnelle (*reskilling*) sont plus abondantes et flexibles.

Mais le défi principal pour les diplômés des pays tiers demeure souvent de pouvoir maîtriser « plus qu'une des

« Cette proportion
augmente
constamment,
il s'agit d'une
tendance sociétale. »

Inès Baer, Adem

trois langues administratives du Luxembourg », un atout pour l'insertion professionnelle. Pour y remédier, l'Adem a mis en place plusieurs initiatives : des examens de langues, des cours intensifs en collaboration avec l'Institut National des Langues, ainsi qu'un partenariat récent avec l'application « Babel », permettant d'obtenir gratuitement plus de 5 000 licences pour faciliter l'acquisition des compétences linguistiques nécessaires.

Quant aux Luxembourgeois avec qualification supérieure qui demeurent inscrits à l'Adem, ils se répartissent en deux catégories principales. Il y a ceux qui, bien que citoyens luxembourgeois, ont obtenu leur diplôme dans des pays tiers et/ou ne maîtrisent pas toutes les langues administratives. Il y ensuite ceux appartenant à une tranche d'âge plus avancée, cherchent des postes de secrétaires ou de gestionnaires/comptables mais qui manquent souvent de compétences numériques. ●

ZUFALLSGESPRÄCH
MIT DEM MANN IN DER EISENBAHN

Frommes Märchen

Mitte Juli begannen die Wahlberechtigten, in Richtung Südfrankreich und Mallorca abzureisen. Der Finanzminister wollte ihnen in guter Erinnerung bleiben. Er berief noch schnell eine Pressekonferenz ein. Um Steuersenkungen für nächstes Jahr zu versprechen.

Die Einkommensteuertabelle soll deflationiert werden. Die Steuergutschrift für Alleinerziehende soll erhöht werden. Fast beiläufig kündigte Gilles Roth an: „Fir d'Kompetitivitéit vun de Lëtzebuerger Betriber weider ze stärken, geet de Kierperschaftssteiersaz vu 17 Prozent op 16 Prozent erof.“

Sechs Monate nach dem deutschen Überfall führten die Nazis die Körperschaftsteuer ein. Durch eine Verordnung der Zivilverwaltung vom 25. November 1940. Nach der Befreiung wurde die Körperschaftsteuer durch einen großherzoglichen Erlass vom 26. Oktober 1944 beibehalten – „jusk' à disposition ultérieure“. Die Steuerreform vom 4. Dezember 1967 bürgerte sie endgültig ein.

Die Körperschaftsteuer (IRC) ist die wichtigste Unternehmensteuer. Sie wurde nötig, als der Mehrwert nicht mehr vom Inhaber als Einkommen einbehalten wurde. Sondern unter vielen Aktionären aufgeteilt wurde. Oder in der Firma blieb. Deshalb schöpft sie gleich im Unternehmen einen Teil Mehrwert ab. Sie ist kaum progressiv: Sie hat nur zwei Einkommensstufen. Ihr Steuersatz beträgt derzeit 17 Prozent. Der Spitzensatz der Lohnsteuer beträgt 42 Prozent.

Ein halbes Jahrhundert lang schöpfte die Körperschaftsteuer 40 Prozent der Bilanzgewinne ab. Das beeinträchtigte die Wettbewerbsfähigkeit nicht. Das ruinierte die Unternehmen nicht. Die Arbed machte Rekordprofite. Aus den USA kamen Goodyear, Dupont de Nemours. Die lokalen Banken und Versicherungen florierten. Von Goldenen Dreißigern ging die Rede.

Dann besiegte der Neoliberalismus die Gewerkschaften. 40 Jahre internationales Steuerdumping begannen. Von 1984 bis 1998 senkten CSV und LSAP die Körperschaftsteuer von 40 auf 30 Prozent. 2002 verringerten CSV und DP sie rabiat von 30 auf 22 Prozent. 2009 schenkten CSV und LSAP einen weiteren Prozentpunkt. Ab 2017 senkten DP, LSAP und Grüne sie von 21 auf 17 Prozent.

Laut Wirtschafts- und Sozialrat nahm zwischen 2000 und 2020 das Bruttobetriebsergebnis der Unternehmen um 170 Prozent zu. Die Körperschaftsteuereinnahmen stiegen nur halb so viel (*Analyse des données fiscales au Luxembourg 2021*, S. 22).

CSV und DP machen weiter. Die weitere Senkung der Körperschaftsteuer kostet jährlich 70 Millionen Euro. Sie sei „wichtig, fir d'Kompetitivitéit vun eise Betriber an Europa a virun allem och an der globaler Welt ze stärken“. Behauptete der christlich-soziale Finanzminister. „Duerch d'Erofsetze vun der Steuerlaascht ginn d'Gesellschaften encouragéiert, weider z'investéieren, sech z'innovéieren an doduerch och virun allem weider an nei Aarbechtsplazen ze schafen.“

Das ist ein frommes Märchen. Durch eine Senkung der Körperschaftsteuer innovieren die Industrien nicht, investieren sie nicht. Denn die produzierende Industrie zahlt bloß ein Prozent aller Körperschaftsteuer.

Laut Wirtschafts- und Sozialrat kommen 28,2 Prozent der Körperschaftsteuereinnahmen von Soparfi-Holdings. 23,7 Prozent stammen von Banken, 27,9 Prozent von anderen Finanzaktivitäten und Versicherungen (S. 29). Insgesamt zahlt der Finanzsektor 80 Prozent der Körperschaftsteuer.

Der Wirtschafts- und Sozialrat rechnet vor, dass „0,81% des contribuables assujettis à l'IRC ont payé 75% des recettes totales IRC.“ Und schlussfolgert: „[L]es recettes IRC sont très concentrées au niveau d'une minorité de contribuables“ (S. 22). Folglich ist auch der Nutzen der Körperschaftsteuersenkung „très concentré au niveau d'une minorité de contribuables“. ● ROMAIN HILGERT

Wenn Hass im Netz zu Hass auf der Straße wird

IIII Claire Barthelemy, London

Nachdem ein 17-jähriger im englischen Southport drei junge Mädchen getötet hatte, lösten Falschmeldungen in den sozialen Medien schwere Ausschreitungen in Großbritannien aus. Für Keir Starmer ist es die erste große Herausforderung



In Rotherham griffen Rechts-extreme ein Hotel an, das als Unterkunft für Flüchtende dient

Es waren erschreckende Szenen, die sich letzte Woche in mehreren Städten in Großbritannien abspielten. In Rotherham griff ein wütender Mob von rund 700 Menschen ein Hotel an, das als Unterkunft für Flüchtende genutzt wird. Randalierer warfen Stühle, Flaschen und Zaunpfosten auf Polizisten, zertrümmerten Scheiben des Hotels und schrien „Get them out“ – „Holt sie raus“. Es gelang ihnen schließlich, in das Hotel einzudringen und mit einem brennenden Abfallcontainer einen Eingang des Hotels zu blockieren. Wie durch ein Wunder wurde im Gebäude, in dem rund 240 Asylsuchende leben, niemand verletzt. Drinnen habe man Türen mit Möbelstücken blockiert und sich verschanzt, berichtet *Sky News*.

In Hull zerrten Rechtsradikale Männer osteuropäischer Abstammung aus einem Auto und schlugen auf sie ein. Die Worte „Ausländer“ und „schnappt sie“ sind zu hören. Bei Ausschreitungen in Belfast wurde ein Mann schwer verletzt – Zeugen aussagen zufolge traten Randalier ihm mehrmals gegen den Kopf. Die Polizei geht auch hier von einem rassistisch motivierten Hassverbrechen aus.

Weitere Ausschreitungen gab es unter anderem in Manchester, London, Bristol, Liverpool, Middlesbrough, Belfast, Stoke-on-Trent, Blackpool und Hull. Moscheen und Polizeistationen wurden angegriffen, zahlreiche Läden geplündert. Mehrere Gebäude brannten nieder, darunter auch eine Bibliothek und eine Bürgerberatungsstelle.

Auslöser dieser Unruhen war ein Messerangriff und die darauf folgenden Falschmeldungen. Am 29. Juli betrat ein 17-jähriger einen Taylor Swift-Tanzkurs in Southport, einer Küstenstadt nördlich von Liverpool, und stach auf Kinder und Erwachsene ein. Drei Mädchen im Alter von sechs, sieben und neun Jahren kamen bei dem Angriff ums Leben, mehrere Kinder und Erwachsene erlitten schwere Verletzungen. Premierminister Keir Starmer, König Charles III. und sogar Taylor Swift zeigten sich bestürzt und sprachen den Angehörigen ihr Mitgefühl aus. Doch den Familien blieb wenig Zeit zur Trauer. Denn es brodelte in den sozialen Netzwerken, wo rechtsradikale Influencer Gerüchte verbreiteten: Es wurde behauptet, der Täter sei ein islamischer Asylbewerber, der illegal im Schlauchboot nach Großbritannien kam. Nigel Farage, Leader von Reform UK, einer rechtsradi-

kalen Partei, warf der Polizei in einem Video vor, die „Wahrheit vor uns zurückhalten“.

Als die Polizei dann schließlich bekannt gab, dass der Täter eigentlich in Wales geboren wurde und kein extremistischer Tatverdacht festgestellt wurde, war es schon zu spät. Berichten zufolge versammelten sich Randalierer vor der Moschee in Southport, warfen Ziegel und Steine auf Polizisten und legten Feuer. Die erschreckende Gewaltbereitschaft dieser Gruppen verdeutlicht, dass Fakten keinen Unterschied gemacht hätten. Der Hass sitzt tief, die Falschmeldungen waren ein willkommener Vorwand für die wütenden, weißen Randalierer, von denen viele englische und britische Flaggen mitgebracht hatten.

Bis jetzt wurden mehr als 400 Randalierer im ganzen Königreich festgenommen – etliche erschienen bereits im Schnellverfahren vor Gericht. Großbritanniens Premierminister Keir Starmer zeigte sich entschlossen: „Diejenigen, die an dieser Gewalt beteiligt waren, werden mit der vollen Härte des Gesetzes konfrontiert werden.“ Nach einer Krisensitzung am Montag kündigte er Maßnahmen an, die ein hartes Durchgreifen ermöglichen sollen: Strafverfahren werden beschleunigt, ein „stehendes Heer“ von spezialisierten Polizeibeamten soll lokalen Polizeistationen helfen und Moscheen erhalten mehr Schutz. Außerdem sei dafür gesorgt, „dass zusätzliche Staatsanwälte im Einsatz sind, dass Gefängnisse vorhanden sind, dass Plätze in den Gefängnissen bereitstehen und dass auch die Gerichte bereit sind“, versprach Innenministerin Yvette Cooper.

Labour steht nun vor ihrer ersten großen Regierungsprobe. Im Wahlkampf stellte sie sich gerne als „Law and Order“-Partei dar. Keir Starmers Vergangenheit könnte dieses Image nun weiter festigen: Er war Generalstaatsanwalt, als 2011 in London Unruhen ausbrachen. Damals führte er ein zusätzliches Gerichtsprotokoll ein, das Gerichte in England rund um die Uhr öffnete, um die vielen Randalierer schnellstmöglich zu verurteilen. Die Geschwindigkeit der Verfahren sei wichtiger als die Härte der Strafe, sagte er 2012 dem *Guardian*, und genau das scheint auch heute seine Strategie zu sein. Ein schnelles Eingreifen wird auch der Polizei dienen, die in vielen Städten überfordert war. Und natürlich sehnen sich Einwohner, die in

Eine noch schwierigere Herausforderung wird es sein, weitere Unruhen zu verhindern. Dazu müssen auch soziale Medien in Betracht gezogen werden

ihren Ortschaften in Angst und Schrecken versetzt wurden, nach Ruhe und Sicherheit. Die muss Starmers Regierung nun schnell liefern.

Eine noch schwierigere Herausforderung wird es sein, weitere Unruhen zu verhindern. Dazu müssen auch soziale Medien in Betracht gezogen werden. Denn auf Netzwerken wie *Telegram*, *X* und *Facebook* mobilisierten sich gewalttätige Rechtsextremisten in kürzester Zeit und trafen auf komplett überforderte Polizeikräfte. Gerüchte und Protestaufrufe gingen nicht von öffentlichen Organisationen aus, sondern kursierten in rechten Chat-Gruppen. Influencer wie der rechts-extreme und misogyne Andrew Tate griffen Fehlermeldungen auf und verbreiteten sie an ihre vielen Follower, so dass rechtes Gedankengut auch auf den Bildschirmen etlicher junger Männer landete.

Die Polizei berichtete, dass viele Randalierer in Rotherham und auch in Manchester Anhänger der English Defence League (EDL) seien, eine islamfeindliche Partei, die es offiziell eigentlich nicht mehr gibt. Doch ihr früherer Leader Stephen Yaxley-Lennon, besser bekannt als Tommy Robinson, ist auf *X* seit Elon Musks Übernahme wieder sehr aktiv. Seine 900 000 Follower feuerte er an: „Geht hin und zeigt eure Unterstützung. Die Leute müssen aufstehen.“

Elon Musk selbst lieferte sich eine Wortschlacht mit Großbritanniens Regierung, als er auf *X* verkündete, dass ein „Bürgerkrieg“ in Großbritannien „unvermeidlich“ sei. Auf einen nüchternen Diskurs mit Elon Musk kann Starmer kaum hoffen. Doch er ist sich bewusst, dass seine Regierung

gegen Hetze im Netz vorgehen muss, auch wenn Tech-Firmen dabei nicht mitziehen. Am Dienstag wurde gegen einen 28-jährigen Anklage erhoben, weil er auf *Facebook* Inhalte gepostet hatte, die Rassenhass schüren sollten. Er ist die erste Person, die wegen mutmaßlich krimineller Online-Nachrichten im Zusammenhang mit den Unruhen verfolgt wird. Davon wird es in den kommenden Tagen noch mehr Fälle geben.

Rassistische Angriffe kommen im generell sehr toleranten Großbritannien nicht öfter vor als in anderen westlichen Ländern. Die schnelle Ausbreitung und vor allem das Ausmaß der Gewalt hat das Königreich sehr erschüttert. Die Zeichen waren jedoch da. Der politische Diskurs über Immigration ist seit Jahren verroht und die Tories sind vielen nicht mehr konservativ genug: Die rechtsradikale Partei Reform UK ergatterte den drittgrößten Stimmenanteil bei den Wahlen, eine Tatsache, die neben dem Erdrutschsieg von Labour oft übersehen wird.

Auch liegt all dem zugrunde, dass in den letzten Jahren der britische Sozialstaat komplett ausgehöhlt wurde. Wenn Bürger keine feste Arbeit finden, Schulen wegen Einsturzgefahr schließen und Patienten stundenlang auf Krankenwagen warten müssen, dann wissen Rechtspopulisten, dass sie auf nahrhaftem Boden stehen. Unterstützt werden sie von Boulevardblättern wie der *Daily Mail*, die seit Jahrzehnten Ausländern und Asylbewerbern die Schuld für die Probleme des Königreichs gibt.

Das Versprechen der Tories, die Zahl der Einwanderer dank Brexit zu senken, um angeblich mehr Geld ins staatliche Gesundheitssystem fließen zu lassen, hat sich nicht erfüllt. Die Einwanderungszahlen stiegen seit dem Referendum weiter und mit ihnen rassistische Übergriffe auf Minoritäten. Zu diesem Pulverfass kommen nun unregulierte soziale Netzwerke und rassistische Influencer, die sich mit dem Hass, den sie schüren, eine goldene Nase verdienen. Stephen Yaxley-Lennon postete zum Beispiel seine islamfeindliche Hetze diese Woche aus einem Luxushotel in Zypern.

Starmer muss gewalttätige Rassisten und deren Befähiger mit aller Härte verurteilen und bekämpfen, doch gleichzeitig muss er allen Menschen versichern, dass das Leben in Großbritannien unter seiner Regierung wieder leichter wird. Begrüßen würden viele Labour-Wähler wohl auch, wenn der Premier die Bevölkerung noch einmal daran erinnert, wie sehr Einwanderer dem Königreich und vor allem dem staatlichen Gesundheitssystem dienen, für das unzählige ausländische Fachkräfte arbeiten. In Sunderland wurden zum Beispiel am Freitag zwei philippinische Krankenpfleger angegriffen, die sich auf dem Weg zum Krankenhaus befanden, um dort während der Unruhen Nothilfe zu leisten. Bis jetzt gab es viel Kritik an Rassisten, aber wenig Trost für Großbritannien's Minoritäten.

Einwohner von Sunderland, Hull und anderen betroffenen Städten lieferten jedenfalls wieder Bilder eines weltoffenen und toleranten Großbritannien: Mit Besen, Eimer und Abfalltüten halfen sie, ihre Städte aufzuräumen. Freiwillige in Southport bauten eine zerstörte Wand einer Moschee wieder auf und Tausende spendeten Geld für Reparaturen von Läden, Cafés und der abgebrannten Bibliothek in Liverpool. „We are not going to let them divide us“, hieß es in Middlesbrough. „Wir lassen nicht zu, dass sie uns spalten.“ ●

« Dynamique et stable »

III Bernard Thomas

La SNCI « s’est séparée » de son directeur au bout de dix mois chrono. La nouvelle directrice (et ancienne n°2) a pris ses fonctions en février. Retour sur deux ans qui ont ébranlé la banque publique

Publiée en automne 2023, l’offre d’emploi faisait écho à la période tumultueuse que venait de traverser la Société nationale de crédit et d’investissement (SNCI). Le ou la futur(e) directeur(ice) devait avoir « le sens du relationnel » et « l’esprit d’équipe » pour diriger cette banque publique, décrite comme « dynamique et stable ». Parmi la quarantaine de candidatures, la SNCI a opté pour quelqu’un de la maison. Eva Kremer, jusque-là la numéro 2, a officiellement pris ses fonctions en février. Elle était entrée à la SNCI en décembre 2002, en provenance du ministère de l’Économie. Peut-on réformer une institution dont on est soi-même le produit ? Eva Kremer concède que son défi serait de ne pas être « betriübsblann ». Mais elle se sentirait capable de se remettre en question. Surtout, elle connaîtrait tous « les métiers » de la SNCI pour les avoir elle-même exercés : dossiers de crédits aux PME et aux grands groupes, relations avec les réviseurs, gestion des participations. La nouvelle directrice s’affiche volontariste : La banque aurait déjà perdu trop de temps, elle devrait désormais « être là où l’on a besoin d’elle », dans le financement des entreprises et la diversification économique.

La tentative de réforme précédente avait fini dans le chaos. Le passage de Marc Niederkorn à la direction de la SNCI aura été des plus brefs. Le *senior partner* chez McKinsey avait été recruté en octobre 2022. En juillet 2023, le conseil d’administration lui a signifié son licenciement (avec effet au 1^{er} octobre). Dix mois chrono. Niederkorn estime que son passage de McKinsey à la SNCI lui aurait fait perdre « les trois-quarts » de son salaire, et il y voit la preuve de sa « volonté de contribuer à la cause publique ». (Âgé de 54 ans au moment de quitter McKinsey, il s’approchait en fait de l’âge de départ officiels dans les grands cabinets de consultance.) À son époque McKinsey, Niederkorn exhibait un certain radicalisme patronal. En 2022, il avait pondu un papier pour la Chambre de commerce portant sur la fonction publique et son « potentiel d’automatisation ». Celui-ci s’élèverait à 26 pour cent dans le domaine de l’éducation, estimait alors Niederkorn, grâce à la « scalability » que permettraient les « virtual classrooms ».

La lettre de mission de Niederkorn, signée par les ministres de tutelle Yuriko Backes et Franz Fayot, était très ambitieuse. Elle chargeait Niederkorn d’« une refonte profonde des missions, des instruments, voire de la future gouvernance de la SNCI ». Elle recommandait de « mettre en chantier » la modernisation « de fond en comble de la loi organique et des règlements d’exécution […] dans une deuxième phase ». Or, le nouveau directeur a ouvert une pléthore de chantiers en parallèle. Il semble s’y être pris de manière malhabile et brusque. (Face au *Land*, Niederkorn dit être entretemps arrivé à la conclusion qu’il aurait fallu « fonder une nouvelle SNCI avec des structures propres », et placer les « Altlasten » dans une *bad bank*.) Il a très vite clashé avec le président du conseil d’administration, Vincent Thurmes. Le premier conseiller au ministère des Finances avait été nommé au même moment à la SNCI que le *senior partner* de McKinsey. Entre les deux, la relation s’est rapidement détériorée. Les méthodes McKinsey ne passaient pas chez la SNCI, une

Eva Kremer,
directrice de la SNCI
depuis ce février

[...]

[Suite de la page 11]

minuscule banque (une vingtaine d’employés aujourd’hui) qui s’est toujours décrite comme « prudente ». La situation devenait ingérable. Les ministres de tutelle Yuriko Backes et Franz Fayot ont préféré arrêter les frais.

Contacté par le *Land*, Vincent Thurmes répond par écrit : Il ne pourrait pas « fournir d’informations sur des dossiers ressources humaines ». Et de renvoyer au communiqué envoyé à l’automne 2023 à la presse. On y apprenait que même si les motifs du licenciement ne pouvaient être dévoilés, ils seraient « précis, réels et sérieux ». On y apprenait également que la décision de « se séparer » de Marc Niederkorn avait été prise « de façon unanime ». Une manière diplomatique de dire que les quatre représentants patronaux, dont Carlo Thelen, ne s’y étaient pas opposés. (Marc Niederkorn est pourtant un ancien membre élu de la Chambre de commerce, où il a siégé dans la plénière.)

Après son licenciement, Marc Niederkorn est passé à la contre-offensive médiatique, faisant feu de tout bois. Auprès de *Radio 100,7* et du *Wort*, il a fustigé « les privilèges d’un petit groupe d’insiders » qui auraient bloqué une modernisation de la SNCI. Il visait surtout Vincent Thurmes : « J’ai été empêché par le président du conseil d’administration d’implémenter les réformes dont m’avaient chargées les ministres Backes et Fayot ». Face au *Land*, il dit pourtant ne pas contester son licenciement devant le tribunal du travail ; « la vie est trop courte pour ça ». Mais il indique également qu’il aurait « briefé », tout au long de son mandat, Luc Frieden, alors président de la Chambre de commerce.

Niederkorn dit avoir donné, au lendemain de son licenciement, une « interview d’exit » à la CSSF, durant laquelle il aurait présenté « 18 points de non-conformité » au superviseur. Le président de la SNCI aurait par exemple siégé dans la direction de la banque, ce qui, d’un point de vue réglementaire, serait « absolut haarsträubend ». « Si vous tentiez aujourd’hui d’avoir une licence avec une telle structure auprès de la CSSF, vous seriez renvoyé dès le portier », dit-il sur le ton de l’ironie. Thurmes assure, lui, que la SNCI aurait introduit, et ceci dès 2022, « une séparation entre les tâches des membres du CA et le management de la banque ». Celle-ci aurait été « consacrée » dans les règlements d’ordre intérieur, début 2024. (Datant d’août 2022, la lettre de mission ministérielle réclamait une clarification et une séparation des rôles respectifs.)

Il y a presque cinquante ans, le projet de loi de la SNCI avait été rédigé par et pour Raymond Kirsch. Le fonctionnaire systémique créa une banque à son image. Le premier président de la SNCI a veillé à concentrer un maximum de pouvoir. (La loi de 1977 ne prévoyait ainsi pas de comité de direction.) Quant aux jetons du président, ils comptent jusqu’à aujourd’hui parmi les plus gros tickets que l’État luxembourgeois à offrir. (Ils permettraient aisément de doubler un salaire de haut fonctionnaire.) La présidence revenait aux grands commis de l’État des deux ministères de tutelle (l’Économie et les Finances, selon un principe de rotation) : Raymond Kirsch (1979-1989), Armand Simon (1990-1992), Romain Bausch (1992-1995), Georges Schmit (1995-2002), Gaston Reinesch (2002-2012) et Patrick Nickels (2013-2022).

Nommé en 2022, Vincent Thurmes cumule la présidence de la SNCI avec un mandat d’administrateur à la Bil et un autre à la Bourse de Luxembourg. (En 2023, les treize administrateurs de la BIL se sont partagés 1,4 million d’euros en tantièmes ; le même montant qu’à la Bourse, dont le CA compte quinze membres.) Marc Niederkorn estime aujourd’hui que le cumul de son ancien président constituerait un conflit d’intérêts personnel. Thurmes met, lui, en avant les « politiques de gestion de tout conflit d’intérêts qui pourraient se présenter », tant chez la Bil que chez la SNCI.

La SNCI est un enfant de la crise sidérurgique. Elle est née à la toute première Tripartite de 1977. Avec ses trois représentants syndicaux et ses quatre représentants patronaux, la composition du CA reflète encore cette origine. Pierre Werner s’offusquait à l’époque de ce que les représentants de l’État se retrouvent ainsi mis en minorité. Une telle constellation, disait-il, ne serait pensable « dans aucun pays, dans aucune institution financière ». L’OGBL et le LCGB sont aujourd’hui représentés par André Roeltgen et Patrick Dury. Que font-ils de leurs jetons ? Contactés par le *Land*, le premier n’a pas souhaité commenter, tandis que le second dit en reverser « une partie » au syndicat. Le chef du LCGB explique également suivre des « formations régulières » sur l’analyse des risques et la prévention du blanchiment. Sa présence au CA de la banque publique lui permettrait de rassembler « des informations sur le développement économique ».

« Well de Pitt, d’Josette oder de Jhemp do am Conseil sëtzt an Tantieme kasséiert »

Marc Niederkorn

La SNCI détient des participations directes chez des « acteurs stratégiques » comme SES (10,88%), Cargolux (10,67%), Encevo (14,2%), Luxtrust (16,93%) ou Arcelor-Mittal (1,09%). On la retrouve également dans le capital de firmes moins systémiques, dont le producteur de vannes Sisto-Armaturen (47,15%) et Eurobéton Holding (34,50%), la société-mère de Chaux de Contern. Les participations restent la vache à lait de la SNCI : Elles lui ont rapporté plus de 51 millions d’euros en 2023. Certaines expriment des stratégies de diversification, d’autres répondent à des impératifs de souveraineté, d’autres encore sont le produit d’interventions de sauvetage. La liste des participations passées se lit comme le condensé d’un demi-siècle d’histoire économique, de l’usine sidérurgique MMRA à la « venture capital firm » Mangrove. Mais la SNCI s’est généralement montrée réticente à prendre des participations qu’elle jugeait risquées. Si elle le faisait, c’était sur instruction directe de ses ministres de tutelle. La banque couvre ainsi ses risques politiques. Lorsqu’en 2018, Planetary Resources Inc sombra, emportant avec elle les douze millions d’euros investis par la SNCI, ce fut le ministre de l’Économie, Etienne Schneider (LSAP), qui affronta la critique et assumait la responsabilité.

L’État actionnaire a souvent provoqué un petit malaise. Dès 1977, Pierre Werner disait craindre un renforcement des « tendances à un capitalisme d’État ». Temporairement relégué dans l’opposition, l’ancien (et futur) Premier ministre CSV réclamait des « garde-fous » : Il ne faudrait pas « laisser s’accumuler au fil des années l’immense main morte de participations de l’État dans l’économie », déclarait-il lors du débat parlementaire sur la création de la SNCI. En 1993, le député libéral John Schummer estimait que « l’État, le plus souvent, s’est montré piètre actionnaire ». Il déposa une proposition de loi visant à rassembler les participations publiques dans « un fonds d’investissement national » qu’il nomma « Lux Participations ». Son idée étant de « diluer » l’engagement de l’État, en encourageant « l’actionnariat populaire ». Encore en 2000, la Chambre de commerce recommandait un « désengagement progressif » de l’État de ses participations.

En novembre 2023, l’ancien *opening manager* du Freeport, David Arendt, plaidait dans le *Land* pour « une holding nationale » gérant les participations étatiques. Pour libérer les hauts fonctionnaires de leurs conflits d’intérêts qui ne seraient « pas sains », on devrait créer une « agence de participations » sur le modèle français. Aux CA, on pourrait envoyer des fonctionnaires retraités ainsi que des « personnes qualifiées recrutées directement par l’entité ». Sa tribune libre mobilisait beaucoup les termes « transparence », « efficacité » et « gouvernance », les mots de « intérêt général » ou « intérêt public » en étaient par contre absents. Il conclut son plaidoyer par un appel à la « sagesse » et au « courage » du nouveau gouvernement Frieden-Betel. David Arendt travaille lui-même comme administrateur indépendant. Les centaines de mandats de l’État constituent un marché lucratif.

Même son de cloche chez Marc Niederkorn : Il faudrait des administrateurs capables de discuter « op Anhéicht » avec les CEO et les CFO. Pour y arriver, « la dimension internationale ne serait pas négligeable ». De nouveau, la critique n’est peut-être pas entièrement désintéressée. Car Niederkorn travaille entretemps pour un cabinet de recrutement, conseillant les sociétés dans leur « board practice », les aidant notamment à définir les profils de leurs futurs administrateurs. Espère-t-il placer ses clients ? Sa « job description » exclurait toute activité de « search », répond Niederkorn. (Il travaille par ailleurs comme « chief strategy officer » chez Luxaviation, l’opérateur de jets privés.)

Mais Marc Niederkorn met également en doute la « rationalité » (du moins économique) du portefeuille de participations de la SNCI. Il raconte que lorsqu’il aurait demandé pourquoi l’État était toujours actionnaire de telle ou telle société, on lui aurait parfois répondu : « Ah, ça c’est politique... » Ce qu’il traduit par : « Well de Pitt,

d’Josette oder de Jhemp do am Conseil sëtzt an Tantieme kasséiert. » Confronté à cette déclaration, Vincent Thurmes estime qu’il ne lui appartient pas de se prononcer sur les participations de la SNCI. La banque publique aurait régulièrement « acquis, augmenté, réduit ou cédé des participations, en ligne avec ces objectifs [de développement et de diversification économiques] ». Eva Kremer rappelle de son côté que sortir d’une entreprise est un exercice délicat. Il faudrait trouver un repreneur sans créer de « remous » ni « fragiliser » l’entreprise.

L’État n’a jamais été capable de donner un cadre clair à la rémunération de ses hauts fonctionnaires. L’avantage de la solution des mandats de CA est justement sa flexibilité et son opacité. Le système permet de récompenser les favoris et de punir les placardisés. Il permet ensuite de compenser les heures supplémentaires. Il permet enfin de maintenir l’illusion d’une fonction publique relativement égalitaire. Toucher à cet équilibre serait politiquement très hasardeux. La SNCI a, quant à elle, réglé la question en interne. « Les jetons restent dans la banque », assure Eva Kremer. Les cinq employés de la SNCI qui couvrent une partie des CA (d’autres mandats sont réservés à des fonctionnaires des ministères) reversent donc l’intégralité de leurs tantièmes à leur employeur.

Présenté en 2012, le Luxembourg Future Fund (LFF) doit répartir le risque et minimiser l’exposition. Il est également supposée « renforcer l’écosystème luxembourgeois de capital-investissement ». La première édition, lancée avec trois ans de retard, portait sur une enveloppe de 120 millions d’euros. La SNCI investissait dans les Fintech et la cybersécurité, mais elle suivait surtout l’impulsion ministérielle en misant sur le secteur spatial. Or, les liens avec le Luxembourg de ces start-ups du « new space » se sont souvent révélés ténus. La plupart des filiales sont restées anémiques, d’autres ont fermé. La principale prise était Spire Global. Le fabricant et exploitant de nanosatellites déclare aujourd’hui employer 75 personnes au Grand-Duché. Mais la filiale luxembourgeoise affiche encore des pertes : 16,3 millions en 2022 et 17,4 millions en 2021. Eva Kremer rappelle qu’« il y a, évidemment, toujours un risque ». Mais elle appelle aussi à « ne pas juger trop tôt ». Lancée en mars 2023, la deuxième édition du LFF s’élève à 160 millions maximum. Le mois dernier, pas moins de trois ministres ont fièrement annoncé que « LFF2 » venait d’investir 15,7 millions dans Lyten, « leader mondial de la technologie des batteries au lithium-soufre ». Basée en Californie, la firme s’est engagée à établir son QG européen au Grand-Duché, ainsi qu’à y ouvrir un centre de recherche. (Quant à l’établissement d’une usine, Lyten voudrait en « analyser la possibilité ».)

Qu’il faille réformer la SNCI, cela fait consensus. « J’ai toujours été d’avis que cet outil était sous-utilisé », dit l’ancien ministre socialiste de l’Économie, Franz Fayot. La SNCI n’aurait « pas réussi à se réinventer », même pas suite aux chocs successifs du Grand Confinement et de la crise énergétique. Quant à Marc Niederkorn, il aurait eu de bonnes idées de réforme ; « mais bon, la sauce n’a pas pris... », estime Fayot. Les années de taux zéro ont fait disparaître l’avantage comparatif de la SNCI. La banque publique a temporairement perdu sa raison d’être. Son stock de crédits chutait de 316 à millions d’euros en 2008 à 119 millions en 2018. Il est timidement remonté à 240 millions l’année dernière. Cela reste très bas. Surtout comparé aux fonds propres qui dépassent le milliard d’euros et qui placent la SNCI dans le top 10 des banques de la place. Cette critique, Eva Kremer dit la comprendre, du moins en partie. Car les participations de la SNCI nécessiteraient « une autre vue à long terme », c’est-à-dire des fonds propres « plus stables » pour couvrir les risques. La décarbonation de l’industrie et les investissements gigantesques qu’elle nécessitera devraient s’imposer comme une des priorités futures de la SNCI. Cela aussi fait consensus. Eva Kremer vient de lancer une « réflexion stratégique » dont elle compte présenter les conclusions d’ici novembre.

En attendant ce papier de stratégie, la SNCI s’enfonce dans un autre chantier. En avril 2018, la banque avait décidé d’acheter l’imposante « Villa Servais » au Limpertsberg (et son annexe datant de 1982). Prix d’acquisition : 14,35 millions d’euros. Mais ce sont les travaux de rénovation qui ont vraiment fait exploser l’ardoise : Ils devraient coûter, à eux seuls, 15,7 millions d’euros. Soit plus de trente millions pour une banque comptant une vingtaine d’employés. Le bâtiment disposera d’une surface utilisable de 2 300 mètres carrés nets, dont un tiers pourrait être loué. Dans la réponse à une question parlementaire, les deux nouveaux ministres de tutelle Gilles Roth (CSV) et Lex Delles (DP) ont donné la raison de ces surcoûts : On a trouvé de l’amiante « op verschiddene verstoppte Plazen ». ●



CLÉS DE SOLS (2)

Terroir, mon beau terroir...

IIII Erwan Nonet

Lorsque l'on parle de vin, on évoque souvent le terroir. Mais que se cache-t-il dans ce mot fourre-tout et quel sens peut-on lui donner dans un vignoble luxembourgeois très remembré ?

Après nous être intéressés la semaine passée à la problématique des sols cultivés, arrêtons-nous sur la production agricole la mieux valorisée (et de loin) : la viticulture. Le sol dans lequel pousse la vigne est évidemment primordial pour obtenir un vin de qualité, mais il est aussi et surtout devenu un enjeu commercial. Que l'on comprenne ou non les influences qu'il aura sur le contenu d'une bouteille, la description géologique et pédologique d'un sol est l'un des arguments de vente brandis par les vignerons, puis les cavistes. Surtout ceux qui travaillent sur des aires d'appellations protégées et reconnues, les autres préférant, à contrario, s'appuyer sur la notoriété du cépage.

Le terroir est souvent évoqué comme une sorte d'entité mystique. Une épopée naturaliste dans laquelle se fondent la géologie, la géographie et la climatologie. Il y a de cela dans le terroir, un peu. Mais surtout beaucoup d'humain. L'historien et géographe français Roger Dion, grand connaisseur du monde viticole, disait : « le terroir est un fait social et non géologique ».

N'allons pas croire que les grands vignobles d'aujourd'hui existent parce qu'ils exploitent les meilleurs endroits pour sortir de belles bouteilles. Ils sont là car à un moment donné, plus ou moins lointain, des hommes y ont vu un potentiel et se sont attelés à définir les parcelles pour planter de la *vitis vinifera*. Et, tout aussi important, ces lieux ont perduré dans le temps parce que des gens, et pas seulement les voisins, avaient envie de les boire. Très rares sont les vignobles qui ne se trouvent pas à proximité d'un port maritime ou fluvial d'où pouvaient transiter les barriques. Jusqu'au 19^e siècle, la majorité des échanges se faisaient sur l'eau.

Dans son remarquable ouvrage *Mille vignes, penser le vin de demain*, la sommelière Pascaline Lepeltier (Meilleure ouvrière de France et meilleure sommelière de France, 3^e au dernier Concours du meilleur sommelier du monde) explique : « L'homme est au cœur de l'idée de terroir, il est acteur et objet en tant qu'agent de transformation du milieu naturel et élaborateur de grilles de compréhension et de valorisation de ce milieu et de sa production. »

Voilà où cette introduction voulait en venir. Si l'Homme est au cœur de la notion de terroir, lui veut-il toujours du bien ? Voyons la situation au Luxembourg. On y plante la vigne depuis plus de 1600 ans. Les viticulteurs modèlent donc depuis bien longtemps les rives de la Moselle pour faciliter ce travail pénible.

Un terroir remembré

Mais depuis le milieu du vingtième siècle, les aménagements réalisés dans les coteaux ont parfois été d'une grande brutalité. Le remembrement entre Wormeldange et Machtum des années 1970, par exemple, a arasé les pentes, faisant fi des différents niveaux de sols (horizons) au point de faire parfois affleurer en surface le sous-sol minéral. De la terre a même été ramenée de travaux routiers pour combler les creux. La notion d'un terroir naturaliste en a pris un coup. Ce qui n'empêche pas de très bons vins de sortir de ces vignes divisées en une dizaine de lieux-dits (Ahn Vogelsang, Ahn Göllebour, Wormeldange Elterberg, Wormeldange Wäibour...). Les domaines Schmit-Fohl, Berna, Clos Mon Vieux Moulin, Mme Aly Duhr, Jeff Konsbruck ou Schlink le démontrent chaque année.

Peut-on autant parler ici de vins de terroir ? Cette multiplicité d'indications géographiques inscrites sur les étiquettes des vins luxembourgeois, que seuls les vignerons et de rares experts connaissent, a-t-elle du sens ? Il faudrait d'abord se mettre d'accord sur les définitions. Pour Niels Toase (meilleur sommelier du Luxembourg 2014, professeur à l'École d'hôtellerie et de tourisme du Luxembourg à Diekirch, président de l'Union de la sommellerie luxembourgeoise), « un grand terroir produit toujours un vin aux caractéristiques marquées, une ligne claire que l'on reconnaît. » Et un petit terroir ? « Avec un bon travail technique, de faibles rendements, on peut y élaborer de très bons vins, mais ils n'auront jamais la profondeur ou l'énergie d'un grand terroir. » Pour cet expert, « il existe clairement un potentiel à grands terroirs au Luxembourg, la Koeppchen (Wormeldange), le Palmberg (Ahn), le Felsberg (Wintrange) ou le Groärd (Grevenmacher) peuvent y prétendre

Pour réunir des parcelles et créer de grands ensemble, les strates du sol ont été déplacées, avec un impact sur sa composition biologique et minérale

par exemple. » Dans sa liste, on trouve beaucoup de parcelles qui n'ont pas été remembrées au cours des dernières décennies. Ce n'est pas un hasard.

« Remembrer est avant tout un choix économique, souligne Jean Cao, œnologue-conseil auprès des vignerons indépendants. Cela permet d'utiliser des machines, c'est une décision très compréhensible. Mais aujourd'hui, alors que l'on a pris le virage d'une production de qualité, on ne ferait sans doute plus comme ça. »

Car remembrer n'est pas anodin. Pour réunir les petites parcelles et créer de grands ensembles, les strates du sol ont été déplacées. Des liaisons fondamentales ont été brisées entre l'horizon 0 (la surface, qui contient la matière organique) et les horizons A (terre arable organo-minérale, riche, mais fragile), voire B (sous-sol minéral, riche en argile et minéraux, mais pauvre en matière organique). Lorsque l'on sait que les racines peuvent plonger jusqu'à une dizaine de mètres si le sol le permet, on se rend compte de l'impact d'un tel bouleversement.

[...]

Jean Cao,
conseiller auprès
des vignerons
indépendants

OLIVER HELMES

[Suite de la page 13]

Pour autant, un sol détruit n'est pas forcément perdu. Avec un travail méticuleux, il est souvent possible de lui redonner une structure. C'est la tâche à laquelle s'attelle Jean Cao. « Depuis trois ans, avec les vignerons indépendants, nous dressons un état des lieux sur de nombreuses parcelles. Mais cela requiert d'avoir des données solides. Malheureusement, elles ne sont pas très abondantes. Beaucoup sont extrapolées. » Obtenir ces informations se fait au prix d'un long travail de terrain, notamment à l'aide de fosses pédologiques creusées dans les vignes qui permettent l'observation de la stratigraphie et le prélèvement d'échantillons qui seront analysés en laboratoire. « Tout cela prend du temps, mais grâce à ces données, on sait quoi faire et on peut aller un plus vite. »

Les taux de matière organique libre (des particules de 50 à 2 000 micromètres de diamètre qui participent à la fertilité du sol) et de matière organique liée (argiles et limons dont la taille est inférieure à 50 micromètres, aux fonctions structurantes) influeront grandement, par exemple, sur la capacité du sol à se revitaliser. En avoir une lecture claire permet de définir très précisément ce que le vigneron devra lui apporter pour, année après année, fabriquer du sol.

Ce travail d'analyse est utile pour remettre à niveau des sols abîmés, mais il serait aussi précieux pour mieux appréhender ceux qui sont en pleine santé. « Nous avons beaucoup de lieux-dits historiques dont les vins possèdent un style particulier et se goûtent différemment, mais on manque d'informations pour comprendre pourquoi, reconnaît Jean Cao. Je pousse les vignerons pour qu'on les examine également. »

Antoine Clasen, directeur général des Caves Bernard-Massard, est sans doute celui qui, aujourd'hui, va le plus loin dans cette démarche. Il a lancé dans les vignes du Clos des Rochers, propriété de sa famille, un grand programme qui lui permet d'établir une carte d'identité des sols pour chacune de ses parcelles. Son objectif, à terme, est de déceler les meilleurs endroits pour planter un pinot noir capable de rivaliser avec les bourguignons. Son plan à longue-vue est audacieux et il se donne les moyens de ses ambitions avec des analyses pédologiques ou des études sur la conductivité électrique des sols (qui détermine sa capacité de rétention de l'eau).

Le conseiller des vignerons indépendants travaille avec la même idée en tête. Pas uniquement pour la beauté du geste, mais parce que le concept de terroir peut être valorisé économique-

La principale faille de l'AOP est de ne pas s'intéresser à la géographie. Or, tous les terroirs ne se valent pas.

ment. Démontrer un grand terroir, c'est aussi accroître les chances de se faire repérer par les critiques qui comptent et, in fine, augmenter le prix de la bouteille. « Le haut de gamme se joue bien sûr sur la qualité du vin, mais aussi beaucoup sur la communication. Il est nécessaire de construire une histoire originale or, contrairement aux cépages ou aux techniques employées, le terroir n'est pas transposable. C'est donc sur lui qu'il faut capitaliser pour vanter le caractère unique d'un vin », reconnaît Jean Cao.

L'AOP n'aide pas

Cette étape pourrait encore être facilitée par une réforme de l'Appellation d'origine protégée (AOP). Sa création en 2015 avait permis de remplacer une Marque nationale qui ne répondait plus aux critères exigés par l'Union européenne. Elle se voulait être une petite révolution, mais avec le recul, elle tient davantage du pétard mouillé. Certes, elle définit plus précisément les modalités imposées aux vignerons qui apposent son logo sur la bouteille, mais elle n'aide en rien les consommateurs à mesurer la qualité des vins.

L'AOP a été le fruit de longues négociations souvent frustrantes pour ceux qui les ont portées. L'ancien directeur de l'Institut viti-vinicole (IVV) Roby Ley et l'ex-contrôleur des vins Aender Mehlen, aujourd'hui directeur des Domaines Vinsmoselle ne se cachent pas pour le dire. L'impression qui domine est celle

d'un accord tiède qui satisfait plus ou moins la majorité de la profession par sa capacité à ne trancher sur rien. Le soi-disant classement pyramidal (lieu-dit, coteau, côte) n'est pas compris par les consommateurs et, de toute façon, il n'établit pas de hiérarchie objective.

Sa principale faille est justement de ne pas s'intéresser à la géographie. On peut ainsi produire un vin de lieu-dit (supposer être le plus haut niveau) à n'importe quel endroit, si tant est que l'on respecte quelques règles assez simples (rendement de moins de 75 hectolitres par hectare, vendanges manuelles uniquement dans la délimitation du lieu-dit...) et que l'on passe la dégustation à l'IVV qui n'exclut que les vins défectueux.

Or, on l'a vu, tous les terroirs ne se valent pas. Ce n'est biologiquement pas possible. Les vignobles situés sur les coteaux ayant connu les remembrements les plus incisifs ne peuvent pas produire rapidement des vins aussi denses que ceux des vieilles vignes de la Koeppchen (Wormeldange), du Wousselt (Ehnen), du Felsberg (Wintrange) ou du Palmberg (Ahn).

Cartographier la Moselle sera d'ailleurs une tâche très difficile. Cela obligerait les vignerons, seuls responsables du contenu de l'AOP, à faire des choix et donc des mécontents. Et cela demanderait un travail de fond. « Nous n'avons pas les chiffres exacts sur le pourcentage des vignes remembrées, reconnaît Serge Fischer, directeur de l'IVV. Notre estimation tourne autour de 1100 hectares remembrés sur les 1250 de la Moselle. » Une écrasante majorité. Il cite quelques exemples supplémentaires d'anciennes vignes à Bous (Erpeldange), Gostingen, Canach, Remerschen Jongeberg ou à Rosport (Hoelt).

Peut-être que l'évolution de la consommation de vin pourra déclencher un tel mouvement. Au Luxembourg comme dans toute l'Europe, on boit de moins en moins et les vignerons ne pourront pas s'en sortir économiquement avec des vins d'entrée de gamme. « D'autres pays le font très bien et avec les coûts luxembourgeois, nous ne pourrions jamais les concurrencer », fait remarquer Niels Toase.

La seule solution est de produire des vins toujours plus qualitatifs. La grande chance de la Moselle est d'être installée sur une aire géographique qui permet de voir arriver le réchauffement climatique avec sérénité. Les caractéristiques climatiques actuelles se calquent sur celles du 45° parallèle d'il y a 50 ans, celui de Bordeaux, de la Toscane ou de l'Oregon, la latitude idéale des grands vins. Mais ce sera aux vignerons, et à eux seuls, de choisir les cartes qu'ils voudront jouer. ●

Wormeldange Koeppchen, un des « grands terroirs » de la Moselle



Bisschen Ferien machen!

IIII Michèle Thoma

Ich muss im falschen Land sein, hier sind lauter Italiener! Im Hotel, am Strand, auf den Straßen, überall stehen und gehen sie, liegen auf Liegen, wie selbstverständlich. Und so relax ruhig hier in diesem Rimini-Wohnviertel. Also abgesehen von den Autos, die Straße auf die das Hotelzimmer hinausgeht ist schon sehr belebt. Auch nachts, klar, schließlich kein *cimitero* hier.

Aber das gebuchte Meer ist das immerblaue Meer im Kopf. Der fette satte Strich, der Landratte hypnotisiert. Es ist Mittag, ein nie gehehenes Licht, vermutlich das ewige, staut sich über dem blauen Pinselstrich. Todeszone, flammt das innere Warnsignal auf, Landratte wandert tapfer weiter, über den glühenden Sand, vielleicht verglüht sie. Lässt sich fallen, in die warme Brühe, die plötzlich braun ist. Wie lang sie geht, untergeht, nur herumsteht in diesem sirrenden, siedenden Licht? Gesalzen, gebraten.

Menschen im Hotel. Ich bin im Kino. Sind das Russinnen oder Ukrainerinnen, diese blassen Menschen, am zweiten Tag wie ich von der Sonnenpranke verwüstet? Oder Balten, eine direkte Fluglinie geht nach Kaunas? Die Rol-lator-Großmutter, der Rollstuhl-Opä, meine Peergroup ist bestens vertreten, hier rollt es sich so magisch ans Meer. Meist im Kreis der glücklichen Großfamilie, in der auch Mitglieder mit Behinderung ganz selbstverständlich mit dabei sind, stundenlang liebevoll umringt im Pool plätschern.

Am Frühstücksbuffet saugt sich der Quallenblick eines Grauschopfes an einer jungen, wundersam immunen Frau fest, später schleppt sich der Mann in die Betreuungszone von Strandbarkeeper Ümut. Ümut heisst Hoffnung, so stellt sich der italienische Türke vor, er ist der Réanimateur von enttäuschten Geliebten, müden Müttern, groggyen Alten. Gerade regt er sich über die Pferde essenden Maltes/innen auf. Mitten im Mittelmeer, mitten in einer Fischsuppe, essen die Pferdefleisch!

Was schwimmt da? Ist das der berühmte Schleim? Schaut eher wie Netze aus, delikate Gespinste, die bei Berührung zu Staub zerstieben, nicht übel, wie Blütenstaub. Wir können ja drum rum, aber immer landen wir drin. Über unsern Häuptern rattert ein Helikopter, noch einer, noch einer, usw. Und was schwimmt da? Eine Krokodilbauchhaut, seit wann sind Krokodilbäuche orange? Und im Mittelmeer? Kinder trauen sich, ziehen die irdische Hülle raus. Es ist ein schlaffes Schlauchboot. Von Flüchtlingen aus Afrika? Aber gegenüber ist doch nicht Afrika? Gegen Abend beziehen die Guardias auf ihren Kähnen Stellung. Stehen da im Meer und rühren und stochern unter dem Helikopter-Geknatter, wie auf Styx-Motiven, nur so unpassend knallrot glänzend braun muskulös. Zwei alte Männer aus einem Fellini-Film stehen vor dem geschlauchten Boot, beugen sich debattierend über die alte Haut. Dann schlagen sie das Kreuzzeichen.

Mein Buckel, der schon viele Jahre auf dem Buckel hat, glüht in Flammenrot. Die Klimaanlage läuft immer, meine Nase auch. Der Urologe wird den Hotelpool zur Keimzentrale ernennen. Ich ernenne mich zur dümmsten Touristin der Welt. Wo ist die *farmacia*?

Wo ist mein Handy? Die junge Dame im Empfang weiß es nicht. *Telefono*, versuche ich es. O, *telefono*! Es liegt neben ihr. Der global nicht unbekannte Begriff Handy hat es trotz der Sterne nicht in den Empfangsbereich eines internationalen Hotels eines bekannten italienischen Urlaubsortes geschafft. Englisch ist eine sehr exotische Sprache, die Apothekerin spricht sie nicht, kaum eine Verkäuferin und

Mein Buckel, der schon viele Jahre auf dem Buckel hat, glüht in Flammenrot. Die Klimaanlage läuft immer, meine Nase auch

weit weit weg sind die unduldsamen Kellner aus weit entfernten Italien-Urlauben, die poetisch improvisierende Touristin schroff unterbrechen. Weit weg das gegenüberliegende Kroatien, wo jedes Schulkind kompetent in Englisch assistiert.

Strozzapreti? Ich schlage im Wörterbuch nach, das ich analog mit mir herumschleppe. Stroz-zare, würgen. Ja, prego, Gewürgtes! Auf den Speisekarten taucht unter Vokalstrotzendem gleich Kyrillisches auf, weit abgeschlagen die hier einst gängigen Idiome rätselhaft verschollener Touristenscharen. Nix Pizza con Wursti!

Gegen Abend installieren sich die Afrikaner/innen mit ihren Hairstyling-Angeboten, jetzt nach der EM schwer in bei den Kids, auf dem Gehweg unter meinem Single-Balkon, reglos harren sie der Kund/innen. Endlich, beinahe zwei in der Nacht, eine Kundin, ein kleines Mädchen im Kinderwagen, dann checke ich, dass es das Kind der Afrikanerin ist. Manchmal büxt es aus, die Mutter läuft schreiend hinterher und der große Bruder, der sehr klein ist, kriegt eine Ohrfeige. Vor den Geschäften sitzen traurige Frauen aus Bangladesch, die alle das Gleiche verkaufen, Schrott aus China. Die Kinder stürzen sich in Spielhöhlen, die schon für Babys Angebote haben, wenn sie herausgezerrt werden, ist ihr Glaube an die Menschheit für immer erschüttert.

Ein paar Kinder haben die Italiener/innen trotz feministischen Nicht-Gebärens ja doch noch, mit denen ziehen die Mamis gern Hand in Hand herum. V.a. mit ihren Siebzehnjährigen. Am abendlichen Strand posiert eine junge Frau, die devote Adoration, mit der die Ältere sie mit dem Handy umhüpft lässt nur eine Diagnose zu: Mutter.

Freitagnacht, unter meinem Single-Balkon ist die Hölle los. Oder die Erde, je nachdem. Vor dem Café an der Ecke steinerweichendes Geplärre, hingebungsvolles Getrommel dazu, wogende Körper, aha party-Time, wahrscheinlich diese neue, demokratische Rimini-Sitte, einfach irgendwo loszufeiern und den Passant/innen und Anrainer/innen was zu bieten. *Why don't we do it in the road?* Die Kopulationssimulationen sind beeindruckend, die Lösung meiner Degeneration scheint endlich auf, hm, fruchtbaren Boden gefallen zu sein. So wie sich Karibik-Laiinnen die Karibik vorstellen. Eine italienische Mama, natürlich Hand in Hand mit ihrem Pubertierenden, zeigt verzückt auf das tobende Fleisch. Schau!

Bei den traurigen Frauen aus Bangladesch kaufe ich einen Rucksack voll Kühlschranks-magneten und eine Kaffeetasse mit Rimini-Sehenswürdigkeiten aus China. Die schau ich mir dann zuhause an. ●

T
A
B
L
O

CARNET NOIR



Germaine Hoffmann

Tout comme son mari, l'écrivain Léopold Hoffmann, Germaine Hoffmann était une grande lectrice du *Land*. C'est ce que nous a rappelé leur fils, le metteur en scène Frank Hoffmann, pour nous annoncer son décès. Née en 1930 à Ospern, elle faisait partie de la scène artistique luxembourgeoise en toute discrétion malgré un grand nombre d'expositions, de participations aux salons du Cercle Artistique de Luxembourg et la présence de ses œuvres dans d'importantes collections (Mudam et Villa Vauban, notamment). Germaine Hoffmann a commencé sa carrière artistique sur le tard, à la fin des années soixante. « Après avoir été une bonne épouse au foyer, elle a décidé de ne pas devenir une vieille dame insatisfaite et a étudié diverses techniques artistiques dans d'innombrables cours d'été et cours du soir », note le galeriste Hans Fellner. Depuis, elle livre une œuvre foisonnante qui manifeste un besoin de créer, une façon de parler du monde en général et des femmes en particulier. Pour ses tableaux, l'artiste rassemble des journaux récoltés et déchirés, des matériaux récupérés (nappe, toile cirée, papier peint...), des objets ménagers qu'elle colle et retravaille avec des couches de peinture et de vernis. En 2020, sous le titre *Die Zeit ist ein gieriger Hund* (Le temps est un chien vorace), le Casino Luxembourg (photo) a exposé Germaine Hoffmann en duo avec sa petite-fille Sophie Jung, permettant de découvrir leurs influences et affinités communes ainsi que les rapports intimes et générationnels qui les lient. FC

SPRACHE

Wat e Gedeeseems

Die Lëtzebuenger Wuertschatz-Reihe des Zentrum fir Lëtzebuenger Sprooch geht in die sechste Runde. Nach *Aläert, jauwen, Zockerboun; D'Pan klaken an d'Schong voller Féiss; Vun Dréischel bis Kréischel; Zwackert, berdank* und *Kuff d'Schmull an dibber nobes!* liegt nun das 96-seitige Büchlein *Gedeeseems, Gesolpertes a Gewurschtels* vor, mit 116 „gehäerzte Wierder mat G an -s“. Linguistisch gesehen handelt

es sich bei dieser Art von Wortbildung um ein sogenanntes Zirkumfix, wobei die meiste Zeit ein Verb das zentrale Element des Wortes bildet (*Gemeckers, Gejëimers, Getéins*). Die Linguistin Caroline Döhmer unterscheidet im Theorie-Teil zwischen Bezeichnungen für ein Kollektiv, wo also das Wort ein Überbegriff darstellt (*Gedäerms, Geträips*), und jenen, die repetitive Handlungen bezeichnen (*Gebimmels, Gegranz, Geknouters*). Im Gegensatz zu vorigen Bänden, denen man zum Teil vorwarf, nicht zeitgemäß zu sein, dürften die meisten Muttersprachler/innen alle Wörter im neuen Buch kennen. Nicht zuletzt lernt man beim Durchblättern, dass man mal wieder *Gedeeseems* statt *Gedängels* sagen könnte. Die Wörter sind auf Deutsch, Französisch, Englisch und Portugiesisch übersetzt, um ein möglichst großes Publikum anzusprechen – ob es in Wirklichkeit über die treue Luxemburgistik-Leserschaft hinausgeht, darf bezweifelt werden. SP

MUSIQUE



Dance on the greenfloor

Le plus important festival du Grand Est est à moins de deux heures de route de Luxembourg. La 18^e édition du Cabaret Vert, se tient du 15 au 18 août à Charleville-Mézières. L'événement est incontournable à plus d'un titre. D'abord l'affiche, ou plutôt les affiches puisqu'il y a cinq scènes où se produiront une centaine d'artistes parmi lesquels Queens Of The Stone Age, Justice, Korn, Ninho (photo), 21 Savage, PJ Harvey, Macklemore, The Libertines, Louis Tomlinson, Fonky Family, Teddy Swims, Yamê... C'est aussi un festival associatif, avec un des derniers organisateurs indépendant de France. Le Cabaret vert a aussi été un des premier à se mobiliser pour les aspects écologiques de la manifestation. Il ne s'agit pas seulement de tri des déchets ou de gobelets réutilisables, mais aussi de réflexion de fond avec « l'Idéal, *do tank* du festival, un lieu où l'on agit » : tables-rondes, ateliers et rencontres autour du développement durable et équitable (slow tourisme, écoféminisme, agriculture extensive ou encore l'engagement des artistes pour une musique live plus responsable). Enfin, parallèlement au festival de musique, se tient depuis la première édition, un festival de bande dessinée. 70 auteurs sont attendus pendant les quatre jours pour des dédicaces, expos, ateliers, jeux, projections et tables rondes. Très attendu, Julien Neel est de retour en terre ardennaise avec un album directement inspiré du festival. Tout le programme sur cabaretvert.com FC

LÄSTERLITANEIEN

Bin ich ein misogyner, transphober, rassistischer, antisemitischer und kolonialistischer Maskulinist?

IIII Guy Rewenig

Notizen zu Meinungsvielfalt und Ironieverlust

Ja, es ist immer wieder schön, wenn Menschen ihre Meinung äußern. Meinungen sind Wissensersatz. Je weniger wir wissen, umso mehr Meinungen brauchen wir. Mit dem Wissen machen wir leider fast nur schlechte Erfahrungen. Es ist nämlich unermesslich. Sobald wir uns ein weiteres Stück Wissen angeeignet haben, merken wir, dass sich im Verborgenen noch viel mehr unerschlossene Fakten türmen. Möchten wir uns dem aktuellen Wissensstand der Menschheit annähern, treten wir eine Reise ins Ungewisse an. Wir werden buchstäblich erschlagen von der Fülle des Wissenswerten.

Mit Meinungen verhält es sich zum Glück anders. Sie sind handlich, praktisch und biegsam. Man kann sie nach Belieben locker aus dem Hemdsärmel schütteln, sie unterliegen keiner Qualitätskontrolle. Wissen ist immer unflexibel, streng und pingelig. Es stellt höchste Anforderungen an sich selbst, es

muss überprüfbar, nachweisbar und belegbar bleiben. Die Meinung hingegen ist eine Sache der ungehemmten Selbstermächtigung. Wir erlauben uns selber in vermeintlicher Autonomie, etwas zu meinen.

Die wesentliche Frage ist, in Abwandlung eines berühmten Zitats von Guy Helminger: „Wie wichtig bin ich mit meiner Meinung, und wenn ja, warum?“ Ist meine Meinung etwa interessengesteuert? Oder parteikonform? Oder weltanschauungsabhängig? Oder bin ich unbefangen meinungsfreudig, weil ich mich als unabhängiger Bürger einbringen möchte? Gilt meine Meinung nur für mich? Oder erwarte ich mir, dass sich Andersmeinende meiner Meinung unterordnen?

Die vielbeschworene „Streitkultur“ wäre also im Kern ein Aufruf zur Selbstdisziplin. Oder anders gesagt: Lassen wir den

Die vielbeschworene „Streitkultur“ wäre also im Kern ein Aufruf zur Selbstdisziplin

Disput laufen, wie er läuft, die besseren Argumente werden sich durchsetzen. Doch diese zivilisierte Form der Auseinandersetzung ist längst außer Kraft gesetzt. Neuerdings eskaliert fast jeder Meinungsstreit ohne Umschweife zum gnadenlosen Meinungskrieg. Gestützt von den asozialen Hetzwerken (früher: soziale Netzwerke), treten immer mehr Meinungsträger auf, die sich entschieden abwenden vom minimal respektvollen Umgang mit Kontrahenten. Sie ziehen dem geduldischen Abwägen, dem offenen Dissens, dem lustbetonten Ringen um Standpunkte den brutalstmöglichen Angriff auf Andersmeinende vor. Ihre Losung lautet: Ich denke, was ich will, aber du darfst nicht denken, was du denkst. Ich berufe mich mit pathetischer Geste auf Meinungsfreiheit, aber du sollst nicht einmal im Ansatz deine eigene Meinungsfreiheit beanspruchen.

Nichts gegen Polemik, wohlverstanden. Eine Debatte soll ja kein saft- und kraftloses Gesäusel sein. Es darf ruhig mal dick aufgetragen und mit harten Bandagen gestritten werden. Meinungskombattanten müssen sich nicht mit Samthandschuhen anfassen. Im Eifer des Gefechts sind kleine Ausrutscher und Entgleisungen wirklich kein Debakel. Lieber ein scharf gewürzter Text als eine fade Abhandlung. Man will ja die Leserschaft bei der Stange halten. Jeder weiß: Durch Reibung entsteht Wärme. Oder im Idealfall: Einsicht. Und man kann immer noch den offenen Ausgang loben: Du darfst das so sehen, ich sehe das anders. Aber wenn ein einzelner Meinungsträger bewusst ausschert und sich selbst nach bester Ayatollah-Tradition zur unfehlbaren Instanz stilisiert, ist die Debatte am Ende, bevor sie begonnen hat.

Diese ichbezogene Verstocktheit mündet über kurz oder lang unweigerlich im Ruf nach Zensur. Der Andersmeinende soll mundtot gemacht werden. Verpasst dem unbequemen Meinungsträger einen Maulkorb! Grenzt ihn aus! Belegt ihn mit Berufsverbot! Lasst ihn nicht mehr zu Wort kommen! Ja, vor dieser besessenen Feindmarkierung sind wir alle nicht gefeit. Immer wieder liegt die Versuchung nahe, den einfachen Weg einzuschlagen: Wer uns widerspricht, den räumen wir weg. Punkt. Schluss. Die Frage ist nur: Wohin soll diese Blockadehaltung führen? Muss neuerdings jede Polemik nach dem Muster „runtermachen, zum Abschuss freigeben, erledigen“ ablaufen?

Das Problematische an dieser Einstellung ist, dass sie diversen Möchtegerndictatoren Vorschub leistet. Mehr und mehr besetzen unverschämte Demokratiesaboteure und Verfassungsverächter aus der „Dat ass mir komplett wurscht“-Fraktion à la ADR die Bühne. Diese Herrschaften fackeln nicht lange. Sie verstehen sich selber als unantastbare Heilsbringer, die sich dazu berufen fühlen, alle Andersmeinenden zurechtzustutzen. Je bescheidener der politischer Radius, umso großmäuliger die auftrumpfende Rhetorik. Je mickriger die eigenen Leistungen, umso aufsässiger das empörte Gezeter und Geschrei.



Kundgebung gegen das Bettelverbot in der Hauptstadt
Ende Januar

Betrachten wir ein anschauliches Beispiel. Der ADR-Abgeordnete Tom Weidig treibt es immer dreister, nur um mit Provokationen seine mediale Präsenz zu sichern. Als lokales Trümpchen (Diminutiv von Trump) weiß er, was er seinem amerikanischen Lehrmeister schuldet: Wenn gar nichts mehr geht, weil der Widerstand der Angegriffenen Raum greift, einfach noch einen draufsetzen und bis zum Exzess mit Enormitäten um sich schmeißen. Das entsprechende Narrativ bedienen auch die deutsche AFD und die Republikanische Partei in Amerika: Korrupte Eliten kontrollieren Staat und Gesellschaft, man muss sie entlarven und verteufeln. Genau auf dieser Linie versucht es Weidig mit völlig sinnlosen Attacken. Er verlangt zum Beispiel den Rücktritt der Vorsitzenden des Centre pour l'égalité de traitement und des Escher Resistenzmuseums, nur weil sie es wagten, Kritik an der allseits umstrittenen Petition 3198 anzumelden. Wie bitte? „Er“ fordert den Rücktritt? In welcher Eigenschaft? Als selbsternannter Großinquisitor? Man sieht, wie Weidig immer rasanter dem autoritären Größenwahn verfällt. Woher nur nimmt er das Recht, ständig mit seinem Despotengehabe vorzupreschen?

Wenn er sich nämlich überwindet und leibhaftig bei der verhassten „Lügenpresse“ auftritt, ist er plötzlich sanft und verständnisvoll. Man erkennt ihn sozusagen nicht wieder. Seine Konfrontation bei RTL mit Tom Hecker war ein einziges Lehrstück dieser feigen Unterwürfigkeit. Kein Wort zu seinem Gastgeber, keine knallharte RTL-Verurteilung wie in seinen Facebook-Posts. Nein, nein, er respektiert selbstverständlich Andersartige und Andersdenkende, ja, ja, auch er leidet unter Diskriminierung und kann die Gefühle seines Gegenübers absolut nachvollziehen. Über diesen sonderbaren Sinneswandel konnte Tom Hecker sichtlich nur staunen. Zu Recht, denn nur ein paar Stunden später holte Weidig in seinem *safe space* namens Facebook schon wieder zum Schlag gegen die LGBTQIA+-Community aus. Seit kurzem brüstet er sich sogar damit, genau sein RTL-Trauerspiel sei wohl der Auslöser jener ominösen Petition 3198 gewesen, die sich in den Schulbetrieb einmischt und „Nichtkonforme“ unsichtbar machen möchte. Was lernen wir daraus? Es ist völlig sinnlos, mit hartgesottenen Falschspielern à la Weidig eine Diskussion oder gar einen Dialog anzustreben. Eine Brandmauer ist kein Kaffeekränzchen.

Wer mit der Abrissbirne arbeitet, schert sich nicht länger um Nuancen. Der Andersmeinende wird präventiv mit Unterstellungen eingedeckt. Das geht sehr schnell. Eine einzige Bemerkung beispielsweise über den Großverbrecher Netanjahu, schon heißt es: Du gottverdammter Antisemit! Und wenn ich ein Antisemit bin, leugne ich bestimmt auch den Holocaust. Und wenn ich den Holocaust leugne, verharmlose ich bestimmt auch alle anderen Massenvernichtungen der Menschheitsgeschichte. Im Handumdrehen kommen die Scharfrichter um die Ecke und bezichtigen mich, meine

Plötzlich bin ich wahlweise ein hamas-glorifizierender Antisemit oder umgekehrt ein Israelkomplize und Genozidleugner

Menschenfreundlichkeit nur bössartig zu simulieren. Und schon ist die Bahn frei für allerlei Unappetitliches: Plötzlich bin ich wahlweise ein hamas-glorifizierender Antisemit oder umgekehrt ein Israelkomplize und Genozidleugner, ein People-of-colour-Verächter und White-supremacy-Apologet oder umgekehrt ein halbblinker Black-power-Bewunderer und geistig beschränkter Verfolger aller Weißhäutigen, ein glühender AFD-Anhänger und gnadenloser Linksextremistenschreck oder umgekehrt ein linksversiffter Terrorist und Volkes-Stimme-Saboteur. Ich werde zur Projektionsfläche und zum Müllablageplatz für abstrus widersprüchliche Verdächtigungen. Im günstigsten Fall bescheinigen mir die Scharfrichter: Der Ärmste sitzt zwischen allen Stühlen. Doch das wiederum heißt: Er will seine grauen Zellen nicht benutzen, er verweigert das Nachdenken, er ist zutiefst unsolidarisch, er schmort im eigenen Saft.

Was also tun? Geht es nicht anders? Ohnehin ist jeder Meinungsstreit in einem sicheren Land wie Luxemburg der reinsten Luxus. Er bleibt in der Regel ohne lebensbedrohliche Folgen. Wer hierzulande Kritik übt, muss (noch) nicht damit rechnen, im Gefängnis oder in der Strafkolonie zu landen. Wir können uns erlauben, Prioritäten zu setzen, mit denen man sich andernorts in Todesgefahr begibt. Wer in Rafah oder Charkiw im Bombenhagel sitzt, hat wahrhaftig andere Sorgen, als bis zuletzt auf Unterscheidungsmerkmale oder Identitätsdifferenzen zu pochen. Ob am Ende die Todesnachrichten korrekt gegendert sind oder nicht, ist dann nur eine tragisch lächerliche Nebensächlichkeit.

Brechen wir also beherzt eine Lanze für die Wohltaten der Ironie. Sie erlaubt es, Streitthemen in der Schwebe zu halten. Die Doppeldeutigkeit und Zweischneidigkeit der Ironie kann zugleich verfahrenere Meinungsschlachten entschärfen. Sie lässt immer durchblicken: Bei aller erbitterten Rechthaberei sind wir am Ende nur Todgeweihte, und zwar ohne Ausnahme. Ironie relativiert, weil sie es ermöglicht, über unsere sturen Prinzipien und felsenfesten Überzeugungen zu lachen. Anders gesagt: Als Streitender bin ich jederzeit genauso lächerlich wie mein Gegner. Das nennt sich ausgleichende Gerechtigkeit. Es lohnt sich nicht, todernst auf Meinungshoheit zu beharren. Leider verschwindet die schöne Kunstfertigkeit der Ironie immer auffälliger aus den öffentlichen Debatten. Ironikern wird vorgeworfen, die schlimme Lage der Welt nicht ernstzunehmen. Auf dem Feld der kontroversen Meinungen haben zunehmend jene das Sagen, die mit religiöser Inbrunst garantiert humorfrei ihre unumstößlichen Dogmen diktieren.

Die obligate Humorlosigkeit ist förmlich das Wechselgeld der ideologischen Extremisten. Eine andere Währung können sie nicht zulassen. Ihre starren Denkgebäude wären sofort einsturzgefährdet, wenn man sie mit subversiver Ironie unterminiert. Sie vertragen kein Augenzwinkern, kein Angebot zur Güte und zum Einlenken, kein Grinsen und kein versöhnliches Kichern. Sie setzen einzig und allein auf lückenhafte Sturheit. Sie sind unbelehrbar und unbekehrbar. Wenn man ihnen die eigenen Widersprüche unter die Nase reibt, geraten sie nicht etwa ins Wanken, sondern versteifen sich, mauern sich ein, kramen reflexartig neue Vorwürfe und Beschimpfungen hervor. Sie sind immer im Recht. Zugeben, dass sie wie alle anderen fehlbar sind und gelegentlich arg danebenliegen, kommt nicht in Frage. Es gilt nur die eigene Überheblichkeit und Überbewertung.

Wir hingegen möchten lieber hübsch aufmüpfig bleiben und unser Grundrecht auf flächendeckende Verulkung verteidigen. Und auf Selbstveräppelung natürlich, das versteht sich von selbst. Alles, was Sie hier lesen, kann von vorne bis hinten angefochten werden. Hier stehen keine unumstößlichen Wahrheiten und keine Glaubenssätze. Keiner muss sich von dieser Prosa inspiriert fühlen. Niemand zwingt Sie, dem Unterzeichneten beizupflichten. Sie dürfen ruhig über diesen Text lachen. Denn Sie studieren hier nur eine einzelne Meinung unter unzähligen anderen.

Ganz wohl ist uns bei dieser demonstrativen (oder ironischen) Gelassenheit nicht. Wir sind umzingelt von verkrampten Blasphemiejägern. In dieser bierernsten Grabenkampfgesellschaft hat die Satire einen schweren Stand. Unsere doktrinären Gegenspieler haben längst die Parole ausgegeben: Wer als Erster lacht, ist tot. Und jetzt? Uns bleibt nur, mit Bertolt Brecht zu klagen: Der Vorhang zu und alle Fragen offen. ●



Tom Weidig
am Stand
der ADR auf
der Stater
Braderie im
September
2023

Oliver Halmes

Christian Fuchs, l’héritier

IIII Loïc Millot

Chaque année, aux environs de Noël, la galerie PJ poste un appel à projet dont l’heureux récipiendaire sera accueilli à Metz pour y dévoiler ses œuvres. Alors que nombre de galeristes exposent des artistes dont ils connaissent déjà le travail, ce type de concours tourné vers l’extérieur fait place au hasard, à l’inconnu, à la surprise de découvrir un plasticien que l’on ne connaissait pas encore. Briser les cercles peut être en effet pertinent à l’heure où les algorithmes et les réseaux culturels nous obligent à tourner infiniment en rond.

Invité à séjourner plusieurs jours à Metz, Christian Fuchs, gagnant de l’édition 2024, voit son œuvre photographique faire l’objet d’une exposition, intitulée *Intrinsèque*. Issu d’une lointaine lignée aristocratique installée au Pérou, le trentenaire aux cheveux longs et aux yeux clairs a choisi d’endosser pleinement l’héritage de sa longue et vénérable ascendance. Pour ce faire, Fuchs se sert de supports ayant appartenu à sa famille : des lettres, mais surtout des tableaux et (plus rarement) des photos d’époque ayant fixé dans ses moindres détails une présence humaine, parfois à plusieurs siècles d’intervalles. Ainsi a été réunie une grande variété de poses corporelles, de vêtements, de coiffes et d’accessoires : autant de traces visuelles qui le renseignent sur la vie de ses aïeux. L’artiste sud-américain recueille aussi les histoires de ses ancêtres que sa grand-mère, qui l’a élevé, lui a conté durant son enfance. D’où la nature en quelque sorte archéologique de ce projet, la photographie étant chargée de redonner vie à une apparence ; les titres donnés à ces photos renvoient d’ailleurs à l’iden-

On peut reconnaître une portée critique dans la démarche anachronique de Christian Fuchs

tité de chaque parent représenté. Fuchs pousse le fétichisme jusqu’à s’entourer d’une équipe attelée à la fabrication des décors, des vêtements, du maquillage et des bijoux, pour être le plus fidèle possible dans son travail de reconstitution historique. Ainsi, pour le double portrait de ses arrières-arrière-grands-parents (*Constantin & Fuchs*, 2023), l’artiste fait réaliser une broche et des costumes à partir des étoffes originales. Il se charge de peindre les décors qui servent de fonds à ses clichés et de concevoir la confection des encadrements de ses photographies. La mise en scène du pouvoir aristocratique devient, avec Christian Fuchs, mise en scène artistique.

Il résulte de cette démarche une esthétique sophistiquée, aux sujets résolument anachroniques, où la photographie feint d’épouser

l’apparence de tableaux soigneusement théâtralisés. Christian Fuchs prête ses traits aux membres de sa famille pris pour modèle, hommes ou femmes, indifféremment. Émergent ainsi d’étranges « autoportraits », terme qu’il faut entendre ici dans un sens extensif, puisque Fuchs est moins l’interprète de lui-même que des membres de sa famille. Des autoportraits paradoxalement collectifs, donc : façon de nouer de mystérieuses formes de symbiose intergénérationnelle et d’atavismes qui se manifestent au présent.

Le travail de Christian Fuchs ne se limite toutefois pas à un jeu d’imitation. Il déborde en effet la sphère stricte de la représentation artistique en allant jusqu’à incarner la vie de ses aînés. Une expérience de vie – ou une performance ? – confondante qu’il mène en se basant sur les archives en sa possession (lettres, journaux intimes). Il lui est par exemple arrivé, au cours de cette phase de recherche documentaire, de se nourrir des mêmes aliments que ses illustres prédécesseurs, quand il ne partage pas leurs lectures ou leurs méditations lorsque celles-ci ont été consignées par écrit. L’artiste revendique volontiers cette dimension métaphysique au sein de son œuvre, comme s’il y avait une sédimentation mémorielle qui se transmettait de génération en génération : « Je crois qu’en tant qu’êtres humains, nous portons la mémoire de nos ancêtres ; par conséquent, il y a des souvenirs de différents ancêtres qui voyagent dans le temps et s’installent dans les corps de leurs descendants. Par la performance, je suis capable de revivre les souvenirs de mes ancêtres, comme si je devenais eux-

mêmes. », confie-t-il dans l’entretien réalisé par la galerie PJ. Le fait d’interpréter lui-même chaque membre de sa famille l’impose comme le dépositaire privilégié de cet héritage.

On pourrait adresser à l’artiste les critiques que l’on objecte plus généralement à sa caste : une fermeture à son environnement social, un conservatisme sans imagination, rigide et désuet. Mais on peut reconnaître aussi dans la démarche anachronique de Christian Fuchs une évidente portée critique, au sein d’un monde ayant perdu le sens de la mort et où les écarts générationnels se creusent, accélérés par l’avènement des nouvelles technologies. Face à l’oubli qui guette, l’œuvre de Fuchs a le mérite de rappeler le lien de solidarité qui existe entre les vivants et les morts. Lesquels ont toujours été plus nombreux sous terre qu’à la surface du globe. Sa quête généalogique s’inscrit pleinement dans les perspectives de l’art contemporain : en témoignent son goût du travestissement, sa volonté d’enjamber les genres, qu’ils soient sexués ou artistiques, puisque son œuvre photographique subvertit le masculin et le féminin autant qu’elle intègre des éléments théâtraux et picturaux, parmi d’autres. On songe enfin aux expériences de métempsychose – soit la possibilité d’expérimenter d’autres âmes que la nôtre – que font les personnages chez David Lynch (*Lost Highway* notamment). Christian Fuchs, nouvel *Orlando* ? ●

Exposition *Intrinsèque* de Christian Fuchs à la Galerie PJ à Metz, jusqu’au 31 août

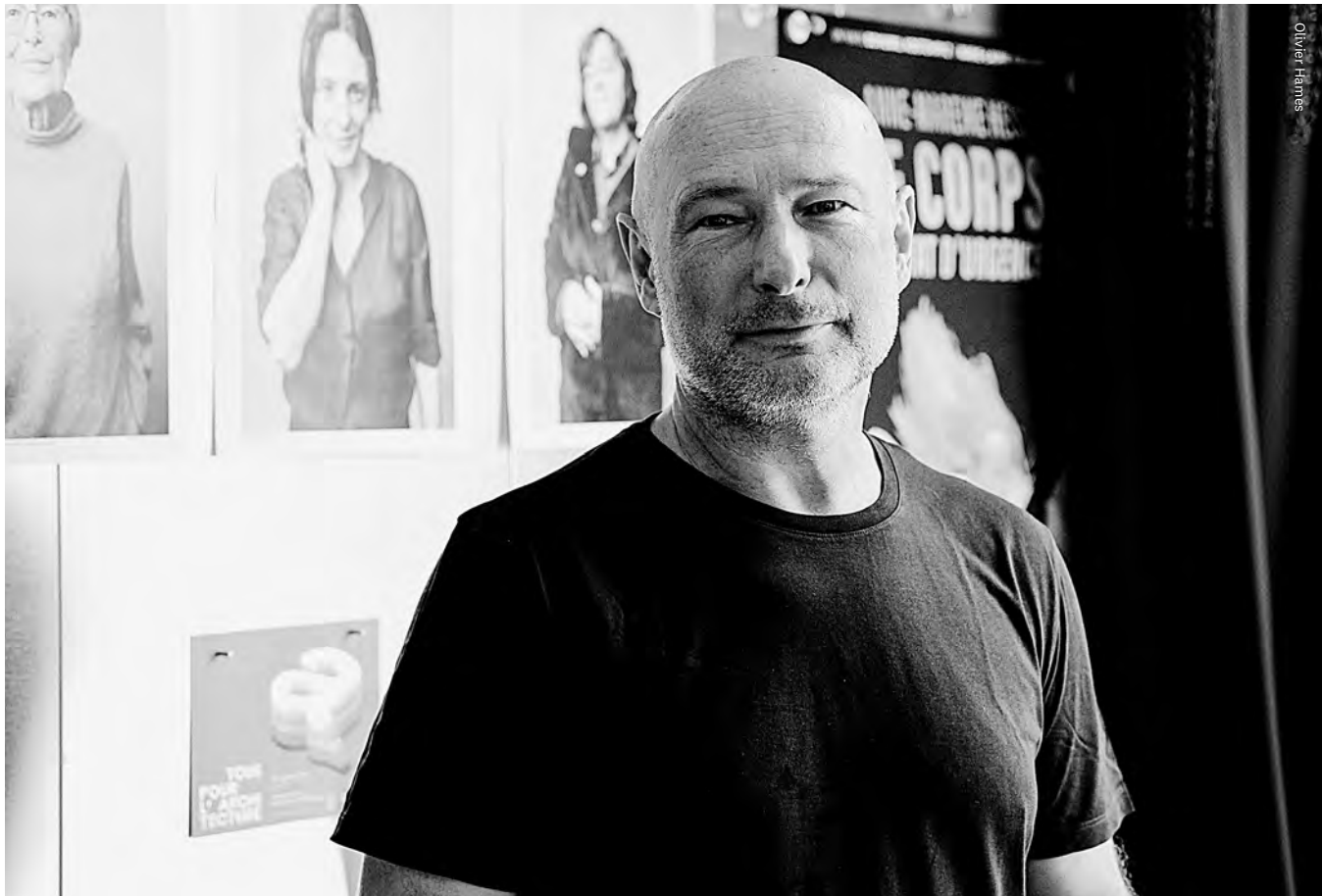


Christian Fuchs prend la place de ses ancêtres en travaillant des archives familiales

Bohumil Kostohryz, le Depardon du théâtre luxembourgeois

IIII Godefroy Gordet

Bohumil Kostohryz devant les portraits qu'il a réalisés pour l'anniversaire du Centaure



À l'aube de la presse illustrée, les périodiques réclamaient des images des spectacles des grands théâtres parisiens. Un photographe malin nommé Boris Lipnitzki prend le créneau et monte l'une des premières agences spécialisées dans le genre, « l'agence Bernand ». De nombreux portraitistes prendront le pli, certains mêmes, tel que Man Ray, alliant arts scéniques et art photographique. Dans les années cinquante, Roger Pinard dit « Pic », photographie le travail de Brecht, avec l'idée d'être « l'enregistreur de ce qui se passe sur scène ». C'est là qu'apparaît la notion de « captation » au sens large et surtout dans le respect d'un théâtre en tant qu'art total, un art qui se fait collectivement. Observateur privilégié des scènes du pays, « hors » ou « au » plateau, Bohumil Kostohryz suit ce précepte, faisant de son action photographique le fidèle reflet de l'action scénique. Après plus de deux décennies à photographier les spectacles luxembourgeois, Boshua – son surnom – est devenu une figure du domaine, si bien qu'être photographié par son œil, vaut un adoubement dans le milieu. Le photographe d'origine tchèque raconte comment il en est venu à « capter » le monde du spectacle Grand-Ducal.

Bohumil Kostohryz est né en 1972, où c'était encore la Tchécoslovaquie. Il vit sa majorité peu après la révolution de velours, et se retrouve diplômé en architecture de la faculté de Prague. Au début des années 2000, il s'installe au Luxembourg avec sa femme. « Encore étudiants, avec ma femme nous venions chaque été rendre visite à un ami luxembourgeois et on faisait des petits boulots auprès d'architectes. Un jour, on a voulu faire une première expérience au Luxembourg sur du moyen terme. On s'est installés en tant qu'architectes et on est restés ».

Déjà à cette période Kostohryz souhaite que la photographie occupe une place centrale dans sa vie. Le médium photographique était déjà là, avant même l'architecture : « Plus jeune, j'avais l'impression que dans la Tchécoslovaquie communiste tout le monde avait un agrandisseur à la maison, et que tout

le monde faisait de la photo en noir et blanc », s'amuse le photographe. Il compare la photographie à l'écriture, lui utilisant les images pour mots, le cadrage pour grammaire, les séries pour chapitres. « Je cherche à traduire tout ce qui se passe autour de moi par la photo », résume-t-il.

« J'ai commencé en tant qu'architecte, mais je faisais déjà de la 'représentation', des photos d'architecture ou de la 3D. » Alors encore étudiant en architecture, il participe à un concours photographique, sous le parrainage de son professeur d'arts plastiques qui lui propose de devenir son assistant dans les cours de photo à l'université. Cours qu'il tiendra seul face à des jeunes de son âge, jeté dans le bain de l'enseignement d'une passion qui deviendra son gagne-pain. De nombreuses années plus tard, Bohumil Kostohryz ne peut pas de dénombrer ses photos. Son compte Flickr créé en 2009 indique 145 000 photos, mais il explique « beaucoup moins publier depuis plusieurs années ».

Cette abondance d'images pourtant n'est pas tant une frénésie, qu'une méthode qu'il applique depuis ses débuts, dans les nombreuses pièces de théâtre qu'il a shootées depuis les années 2000, là où cela a commencé pour lui dans le spectacle. « Je travaillais d'abord à traduire l'espace par la photo. Par hasard, vers 2004, j'ai rencontré l'équipe de Independent Little Lies à la Kulturfabrik. J'ai suivi ensuite Claire Thill qui jouait au Théâtre national de Luxembourg et finalement Frank Hoffmann m'a proposé de poursuivre avec eux. Et ainsi de suite, de spectacle en spectacle ». Progressivement, Bohumil Kostohryz est ainsi devenu une figure dans le milieu.

Quelques photographes occupent les scènes de spectacle du pays et depuis plus de vingt ans, Boshua en fait partie. Son assise dans le théâtre semblait être une évidence tant sa démarche photographique se veut être « une recherche perpétuelle de l'interprétation de la réalité et de la fiction par l'image », dit-il. Et de même, quand il photographie une pièce Bohumil Kostohryz raconte un « moment », et peut sortir une centaine de photo pour une pièce, laissant ainsi le choix aux metteurs en scène, acteurs, maquilleurs, scénographes, d'y déceler leurs moments phares.

Pourtant, toujours, se dégage une photo, ou au maximum une poignée, parmi la centaine, bien que la question du choix lui soit difficile. « Si la photo est un moyen d'arrêter un moment, la pièce vit encore dans mon esprit, et c'est longtemps encore très conscient. C'est pour cela que j'envoie toujours au moins six photos à la presse, par exemple. Pour mon agenda personnel sur mes réseaux sociaux, j'arrive à en choisir une, qui montre une action, une couleur, quelque chose de révélateur de la pièce ».

Les photos ont l'ambition d'inviter les gens à aller voir le spectacle, mais elles sont aussi nécessaires à la création. « Mes photos permettent à ceux sur scène d'avoir un regard complémentaire sur ce qu'ils font. Souvent, grâce à elles, ils se retrouvent profondément dans leur rôle et sont libérés. C'est comme une confirmation », détaille le photographe qui devient un nouvel œil extérieur. À chaque fois qu'il intervient, il devient témoin pour ceux qui ne sont pas là. « Néanmoins, une photo ou une vidéo ne remplacera jamais un spectacle vivant en tant que tel, chacun d'eux possédant une âme puissante ».

Avec cet état d'esprit et une objectivité sans faille, Bohumil Kostohryz observe de grands changements depuis son arrivée ici : « La qualité a indéniablement progressé à tous les niveaux, avec une forme de professionnalisation. Je remarque aussi qu'on peut voir des spectacles très variés au Luxembourg, des labos comme des pièces très ambitieuses en passant par des genres plus souterrains ». Il vit aussi l'évolution des artistes, qu'il côtoie sur scène ou en dehors. Plusieurs générations sont passées, passent et passeront devant son œil. Certains deviennent les grands noms du domaine ou pas. Cela l'importe peu, passionné qu'il est autant par le théâtre amateur que professionnel.

La grande force du photographe tchèque est de faire preuve d'une sincère bienveillance envers tous ceux et celles qu'il croise, et ce, jusqu'à dresser le portrait de nombre d'entre eux. Ce fut le cas tout récemment par exemple, pour les cinquante ans du Théâtre du Centaure. « Je ne suis pas quelqu'un qui va monter une exposition, mais quand on me propose de poser un regard quelque part, je suis tout de suite intéressé », explique Boshua qui possède logiquement dans sa bibliothèque des bouquins du portraitiste Richard Avedon. « Il m'a beaucoup motivé pour les portraits du Centaure. Moi qui aime photographier sur des fonds noirs, il a su me convaincre du fond blanc. Dans ce sens, je l'ai un peu revisité. Mais mon véritablement maître est Raymond Depardon. Lui aussi est arrivé dans la photo par hasard, et c'est par un certain naturel que ses images existent ».

Bohumil Kostohryz revit presque le même cheminement que l'artiste français dans son propre parcours, et comme lui, il s'intéresse au travail de documentariste, comme il a pu le faire avec la journaliste Marie-Laure Rolland autour de la danseuse et chorégraphe Anne-Mareike Hess, dans un film titré *Le Corps en état d'urgence*. « J'ai toujours envie de raconter ce qui se passe autour d'un spectacle. Il y a un univers, un cheminement, et surtout des gens qui façonnent des moments où la création prend vie. J'essaie d'aller là où il n'y a rien à voir. Je suis comme toi : devant une page blanche à remplir ». ●

La force du photographe est sa sincère bienveillance envers tous ceux et celles qu'il rencontre



Voyageurs précoces

IIII Marianne Brausch

Les peintres hollandais amoureux des paysages italiens au 17^e siècle sont à voir actuellement à la Villa Vauban

On découvre avec l'exposition *Sous une lumière dorée* que des peintres hollandais partirent peindre précocement, au 17^e siècle en Italie, surtout à Rome et sa région. Pourtant la vogue du « Grand Tour », pour les artistes de toute l'Europe occidentale et aussi pour les jeunes gens des familles aristocratiques, ne devint un must qu'un siècle plus tard et au 19^e siècle

La visite de cette collection privée importante (elle ne compte pas moins de trente œuvres), fait découvrir comme sujets, beaucoup de groupes de personnages, souvent des bergers et leur troupeau dans des paysages. Qualifiés « d'italianisants », ces représentations n'étaient guère appréciées aux Pays-Bas, où l'on préférerait les scènes locales, notamment les intérieurs. Le catalogue de l'exposition, aux textes faciles à lire, permet d'approfondir ce sujet ainsi que de nombreux autres, dont des identifications de lieux. C'est un travail visiblement basé sur des recherches de fond.

Les peintres de *Sous une lumière dorée*, ont séjourné à Rome et dans la campagne environnante. On découvre des bâtiments de Rome : les amoureux de la Ville Éternelle reconnaîtront facilement

le Panthéon et le dôme de Saint-Pierre. Les ruines antiques peuplent bien sûr également les tableaux. Comment ne pas situer les scènes de troupeaux parmi ces éléments dramatisant la composition ? Ce qui devait d'ailleurs être l'exacte vérité. Car à cette époque précoce, nul archéologue ne s'y intéressait encore. Ces représentations étaient donc surtout des « *vedute* », des souvenirs, entre réalité et assemblage de fiction que les peintres hollandais ramenaient du Grand Tour. Qui pouvait durer des mois, voire plus.

Sous une lumière dorée ne vaut donc pas seulement pour la visite agréable et l'anecdote idyllique. La fameuse Arcadie, le pays idéal, chanté depuis l'Antiquité grecque par Homère. Même si ces peintres hollandais sont des petits maîtres. Ils s'appelaient eux-mêmes les « Bentvuegels » et entretenaient une sorte d'amicale. Leurs raisons, outre qu'ils portaient par petits groupes peindre dans la campagne, étaient essentiellement matérielles, économiques. Certains ont tout de même été influencés par des « maîtres », en l'occurrence Claude Gellée dit Le Lorrain et Nicolas Poussin.

Dans les Provinces-Unies, le 17^e siècle est celui de l'Âge d'Or. L'exposition le dit, les grands noms en

sont Fans Hals, Rembrandt, Rubens, van Dyck, Vermeer... Si l'Italie reste, comme le prouve la présence des peintres hollandais, un pays aux antiquités et paysages attractifs, elle connaît un creux après la Renaissance. Comment faire mieux que Vinci, Caravage, Michel Ange, ou Titien ? Quant aux « italianisants » hollandais, ils n'ont attiré à nouveau l'attention des spécialistes qu'à partir des années 1960.

L'exposition a beau s'appeler *Sous une lumière dorée*, il nous a semblé que la palette restait généralement sombre. C'est par exemple le cas de Willem van Drielenburg, qui ne s'est jamais rendu en Italie, mais s'est inspiré de ses compatriotes comme Jan Both, dont la Villa Vauban détient d'ailleurs des tableaux dans sa collection. Un des meilleurs peintres de l'exposition, à notre avis, est Jan Asselijn (1612-1652).

Asselijn a d'évidence un faible pour les vues où un pont occupe le milieu du tableau, avec l'horizon lointain des monts Tibertius et la couleur dorée du couchant. Il illumine le grand tableau *Bergers traversant le Ponte Acquoria près de Tivoli*. Un grand format, précise le catalogue, ce qui attesterait qu'il a été peint de retour aux Pays-Bas.

Un autre paysagiste dont les couleurs lumineuses s'accordent au Sud, est Karel Dujardin (1626-1678). S'il met plus qu'Asselijn des personnages à l'avant-plan du tableau pour attirer l'œil, ses compositions elles aussi montrent à l'horizon les Monts Tibertius en large plan. Il aurait peint de nombreuses vues de la campagne sur place. Ainsi *Paysage Bucolique avec vedute de Tivoli*, où la rivière Aniene, peinte en cascade, rajoute à son idylle quelque-chose du raffinement des jardins de la Villa d'Este...

Du même Karel Dujardin, on verra une cour de ferme, où, dans le noir d'une fenêtre qui se détache sur l'ocre de la façade, il nous a semblé, alors que les mules sont richement ornées et que le paysan porte un tambourin typique, apercevoir une femme à la coiffure et au col en dentelle... hollandais ! Dans un autre tableau par contre, les amateurs de détails reconnaîtront bien une Italienne, assise sur sa mule et portant un panier sur la tête (Thomas Wijck).

Deux vues de personnages devant des ruines, attribuées à Pieter van Bloemen (1657-1720), sont de facture très classique. Assurément connaissait-il le travail de Claude Gellée dit Le Lorrain (1600-1688) et de Nicolas Poussin (1594-1665). Du premier, il semblerait avoir retenu l'ampleur magnifiée du paysage, même si des ruines de temples occupent l'avant-plan et du second indéniablement, la disposition des groupes de personnages et la couleur de leurs vêtements drapés.

Le nom de l’oubli

IIII Jeff Schinker*



Introduction
aux italianisants

Les amoureux de Rome et bons connaisseurs de l'architecture, pourront, grâce à plusieurs compositions où le bâti joue un rôle important, mais dans un condensé éloigné de la réalité, s'amuser à identifier le Panthéon, Saint-Pierre, la Pyramide de Cestius et la Temple de Vesta sphérique. Johannes Lingelbach est dans l'exposition « le » peintre idéal pour ce divertissement. Il va jusqu'à peindre un étonnant tableau, dont la place nous rappelle les dimensions de celle des Quatre Fontaines, mais où s'élèvent la statue d'Hercule Farnese, la colonne Trajane, la statue de Jules César... Le tout dans des tons pastels (*Vue de Rome*) alors qu'il s'agit d'une peinture à l'huile.

Il nous faut encore ajouter Jan Both (1615/22-1652) et Adam Pynacker (1620-1673). Avec des arbres isolés à l'avant-plan, des montages en fond de tableau, de l'eau sous forme de rivière ou de lac, leur sujet et leur « style » sont parfois si proches, qu'on ne sait pas (dixit le catalogue), si *Paysage fluvial avec bergers au repos* est de l'un ou de l'autre. Both fut un des peintres italianisants majeurs. C'est sans doute de son *Paysage à l'italienne avec bétail et personnages*, que les commissaires (Angelika Glesius assistée de Zita Villanyi), ont tiré le titre de l'exposition *Sous une lumière dorée*.

L'exposition offre à voir plus que des curiosités, une époque et sa lecture. ●

Sous une lumière dorée est à voir jusqu'au 13 octobre à la Villa Vauban.
Catalogue de l'exposition : 10 euros



Jean Portante

Dans un monde de plus en plus en proie à l'impératif de la vitesse et au diktat de la connectivité permanente, où la course contre la montre de la productivité nous est jouée jour et nuit par les suppôts du consumérisme et les rares bénéficiaires du capitalisme tardif, œuvrer dans et pour la lenteur équivaut à refuser avec une indifférence subversive ce monde qui inéluctablement prend forme. C'est pourtant le travail du poète d'œuvrer dans la lenteur de celui qui, plutôt que de les instrumentaliser, plutôt que de les réduire à l'état de simple outil servant à véhiculer une information ou un mensonge, cisele les mots avec prudence et méticulosité.

Dans la poésie de Jean Portante telle qu'elle se manifeste dans les cinq recueils qui composent *Le Travail de l'étrange langue*, à savoir *L'étrange langue* (2002), *Le Travail du poumon* (2007), *En réalité* (2008), *La réinvention de l'oubli* (2010) et *Conceptions* (2012), cette lenteur du poète n'est pas liée au fait qu'il cherche à choyer et à protéger la langue comme si elle était un rare bijou rangé dans un écrin. Elle découle plutôt de ce qu'il est conscient qu'il faut avancer à pas prudents dans ce labyrinthe de mots qu'est une langue, sous peine que, du rôle de gardien des récits qu'on aime à lui donner, il ne finisse par devenir un effaceur d'histoires. Alors que la langue peut donner l'illusion de disposer du pouvoir d'enjamber les altérités en connectant entre eux des êtres et destins on ne peut plus différents, qu'on lui octroie un peu hâtivement et avec une certaine naïveté le pouvoir de réunir à nouveau, sur la page pré-édénique du poème, les mots et les choses, le poète, lui, s'interroge : « N'y a-t-il pas dans les mots/ prononcés la nécessité de se/faufiler entre les colonnes/de ce qui fait que la neige/n'est pas la neige ni un nuage/un nuage [...] décidément les mots et les/choses qui passent ne sont pas/ faits pour s'entendre. »

Si la poésie de Jean Portante est l'espace où les jeux autofictionnels qu'il pratique dans des romans comme *Mourir partout sauf à Differdange* cessent de se parer de chausse-trappes, subterfuges et autres leurres fictionnels pour révéler le moi lyrique dans sa plus grande nudité, elle est aussi un terrain friable, où le récit familial – celui de la mort du père, puis de la mort de la mère¹ – s'écrit de façon elliptique et fragmentaire, circulaire et concentrique, évasive et allusive.

Car le poète sait que l'écriture a tendance à effacer l'histoire plutôt que de la figer sous les traits de sa plume, il sait que la poésie et l'écriture sont de meche avec la mémoire et l'oubli,

que tous trois relèvent de l'invention et de la fiction et laissent donc « intact » le souvenir, *nouménon* kantien qu'« aucun mot, aucun récit ne peut toucher » et dont la nature indcible fait qu'il finit recouvert, avalé, effacé par l'écriture. De sorte que le poète doit chercher à « diluer la langue ainsi utilisée » comme de l'aspirine dans l'eau « afin que, dissoute, elle se mette à nu, comme on le dit d'un câble électrique qui, quand on le touche, met à mort. »

C'est parce que Portante sait qu'on ne peut se fier à la linéarité, à l'apparente simplicité de la langue, parce qu'il sait que la mémoire est une fiction et que dans le monde postfactuel d'aujourd'hui, l'on ne fait plus guère de différence entre fiction et mensonge, qu'il ne cesse de pratiquer, au sein de sa poésie, ce qui paraît d'abord être un art de la redondance mais qui, en réalité, est une recherche permanente de l'image juste, du terme qui siérait, qui collerait, le poète formulant et reformulant, faisant mine de tergiverser, explorant d'abord telle voie, telle métaphore puis rebroussant chemin comme un personnage de Borges sur un sentier qui bifurque – de là l'itération du « je veux dire », de là, la syntaxe complexe, les rétractions, les métaphores niées – pour finir par se demander : coller à quoi, au juste ? De là résulte une poésie mobile, nomade, insaisissable, qui se dérobe, dissout son étrange langue dans des images parfois opaques ou redondants, construisant sans cesse des casse-têtes allégoriques.

Au cours des cinq recueils, sont ainsi ressassés encore et encore les sujets de prédilection de l'auteur – l'immigration, la langue qui *poumonne*, qui *effaçonne*, la migration et la guerre – à travers un champ lexical dont la cohérence, de recueil en recueil, étonne, au point que certaines métaphores, analogies, animaux ou objets – le cerf, la cloche de l'église, la table, la baleine, le parapluie – deviennent comme un mobilier familial, qu'on rencontre au bout d'un vers, au recoin d'une phrase, au détour d'une métaphore comme on saluerait tel habitué d'un bar en train de finir son café *corretto* tout en tenant des messes basses avec le barman.

Au point qu'on dirait parfois que le travail du poète est également un travail d'épuisement du langage et des images, où l'obsession le fait creuser dans la terre meuble de la langue pour en récolter les grains plus ou moins fertiles que le poète a plantés avec ceux qui l'ont précédé et dont il s'est approprié l'œuvre. De là vient aussi le (relatif) classicisme de la poésie de Portante dont la langue, qu'il écrive des haïkus, des huitains, des sonnets ou des poèmes plus déstructurés, ne cesse de se montrer

habitée par ses ancêtres poètes qui nourrissent, tantôt imperceptiblement, tantôt de façon plus évidente, des recueils qui, parfois, s'apparentent à une petite histoire amoureuse de la poésie française. On voit y apparaître comme des figurants d'un film les fantômes de Baudelaire (« l'oubli géant et les ailes qui l'empêchent d'oublier »), de Verlaine (les « paysages intérieurs » et la grisaille de la ville (eschoise)), de Rimbaud (la décomposition de la lune en ces consonnes et voyelles) et de bien d'autres.

Certes, on pourrait arguer qu'avec *Le Travail de la baleine* (2014, Phi), qui compile les poèmes que Jean Portante a écrits entre 1983 et 2014, il existe d'ores et déjà une anthologie poétique du travail poétique de l'auteur couvrant une même période de création. Pourtant, là où le *Travail de la baleine* plaçait les poèmes dans un ordre différent de celui prévu par les recueils qu'il enchâsse afin de mettre l'accent sur les fils conducteurs propres au poète, *Le Travail de l'étrange langue*, qui fait suite à *Le Travail de l'origine*², ne rebats pas les cartes et laisse intacte la suite des cinq recueils qu'il contient, permettant aux poèmes de se déployer dans une chronologie non pas recomposée a posteriori mais qui s'en tient aux différentes phases de création, de cette table familiale où l'on voit défiler les spectres d'une famille exilée, poésie encore affamée et nourrie des feux de mille images, à ces courts et émouvants poèmes sur le dernier séjour hospitalier de la mère du poète, poésie aussi dénuée et minimaliste que le furent les mois ultimes de la figure maternelle.

Cela permet d'apprécier d'autant mieux des poèmes tels que celui-ci, extrait de *Conception* et faisant preuve de l'étrange langue de Portante : « Tes cils sont des bâtonnets de charbon calciné/Tout comme tes mots sont des bâtonnets/De charbon calciné et cela met de la poésie/Dans ton souffle car la poésie est ce qui reste/Quand les mots auront brûlé/Ou que l'eau se sera évaporée/Et toi aussi tu es à voiles/Quand l'eau s'évapore/Et que signifie souffler sinon gonfler/Les voiles de ce qui s'évapore. » ●

* L'auteur est coordinateur culturel à la Radio 100,7

¹ Voir le très touchant recueil *Conceptions* qui relate les derniers mois de vie de sa mère au Centre hospitalier Émile Mayrisch

² Ça travaille beaucoup, dans la poésie de Jean Portante

Jean Portante, *Le travail de l'étrange langue* (2002-2012), La rumeur libre éditions, 656 pages, 25 euros

Heilige Tierhäute

IIII Martin Ebner

Pergament und Blattgold: Am Bodensee sind einzigartige Prachthandschriften aus dem Mittelalter zu bewundern

Ein „verdächtiger Gegenstand“ ließ die Eröffnung platzen. Polizei marschierte allerdings nicht deshalb auf, weil einzelne Exponate durchaus zweifelhaft sind – sondern wegen einer Sprengstoff-Warnung. Nach dem Fehlalarm konnte Winfried Kretschmann die *Große Landesausstellung Baden-Württemberg '24* dann doch einweihen. Wie andere Prominenz will auch der erste und vorerst letzte grüne Ministerpräsident das Jubiläum *1300 Jahre Klosterinsel Reichenau* heuer noch öfters beehren. Er sieht auf dem Eiland im Bodensee nicht frommen Hokuspokus am Werk, sondern „die Wiege des Wissenschaftsstandorts Deutschland“.

Wenn die Gegenwart schwierig, die Zukunft unsicher ist, wird gerne Glanz und Gloria des Mittelalters beschworen. Da lässt Kaiser Wilhelm II. schon mal den Bahnhof Metz als Ritterburg erbauen, berufen sich unberittene Bürokraten auf Jeanne d'Arc, kramen ungarische Kommunisten die Heilige Stephanskrone hervor. Ein paar Intellektuelle mögen über Inszenierung und Instrumentalisierung lamentieren; das Publikum fühlt sich vom *Mittelaltermoart* ganz gut unterhalten.

Die „Großen Landesausstellungen“ Baden-Württembergs wurden 1977 von Ministerpräsident Hans Filbinger erfunden. Der CDU-Rechtsaußen meinte, das erst 25 Jahre zuvor aus disparaten Teilen zusammengeschusterte Bundesland brauche historisches Bewusstsein. Außerdem hatte er Ärger mit RAF-Terroristen, AKW-Gegnern und anderen Langhaarigen. Heino-Schallplatten mit der deutschen Nationalhymne, die Filbinger an Schulkinder verteilen ließ, fanden kaum Resonanz. Eine „Staufer“-Schau schlug dagegen derart ein,

Christliche Traditionen sind heute vielen Museumsbesuchern so fremd wie Papua-Rituale

dass seither rund 80 weitere Landesausstellungen veranstaltet wurden – in manchen Jahren bis zu fünf gleichzeitig. Die größten Blockbuster waren bisher allerdings nicht Mittelalter-Themen, sondern Impressionisten, Mumien und Dinosaurier.

Der irische, vielleicht auch französische Wanderbischof Pirmin, später angeblich im Saarland begraben und jedenfalls heiliggesprochen, soll anno 724 die größte Bodensee-Insel von Natterngezücht befreit haben, um ein Kloster zu gründen. Es gibt keinen Beleg dafür. Das ist aber kein Grund, keinen Geburtstag zu feiern: 1300 ist eine runde Zahl. Und wenn der Egbert-Schrein aus Trier, Elfenbein-Reliefs aus

dem Louvre, der allerälteste Wetterhahn aus Brescia und andere kostbare Leihgaben zusammenkommen – dann ist das einfach schön.

Die Hauptattraktion der Ausstellung, die das Badische Landesmuseum nun im Archäologie-Museum in Konstanz zeigt, sind rund 80 Handschriften aus dem Reichenauer Skriptorium. Randbemerkungen zu den lateinischen, meist religiösen Texten zählen zu den ältesten Zeugnissen der deutschen Sprache. Die prunkvollen Buchmalereien sind sonst in aller Welt verstreut und lichtgeschützt in Tresoren weggesperrt.

Das Liuthar-Evangeliar aus dem Aachener Domschatz ist während der gesamten Ausstellungsdauer zu bestaunen. Vier weitere ottonische Prachthandschriften, ebenfalls Unesco-Weltdokumentenerbe, werden nur zeitweise präsentiert. Mit einer Sondergenehmigung des italienischen Kulturministeriums reist der einst für Trier gefertigte Egbert-Psalter an. Die Zürcher Zentralbibliothek hat das Reichenauer Verbrüderungsbuch herausgerückt, eine Art *Facebook* des Mittelalters mit 38.000 Einträgen aus ganz Europa. Der St. Galler Klosterplan ist dagegen bloß in Kopie zu sehen.

Christliche Traditionen sind heute vielen Museumsbesuchern so fremd wie Papua-Rituale. Wozu braucht man Reliquien, was ist eine Perikope, was ein Graduale? Tapfer versuchen Multimedia-Guides, Podcasts und 3D-Rekonstruktionen, in die exotische Welt der Benediktiner zu führen. Die Bestseller-Autorin Tanja Kinkel hat zur Ausstellungs-App ein Hörbuch beige-steuert. Playmobil-Figuren bringen Kindern den Alltag im Klos-

ter nahe. Mit Historiker-Diskussionen, ob die Karolinger-Zeit überhaupt jemals stattgefunden hat, wird man dagegen nicht behelligt. Immerhin wird erwähnt, dass die Reichenauer Schreibwerkstatt einst Europas Machthabern außer prächtigen Bibeln auch gefälschte Urkunden lieferte.

Städte, Universitäten und Buchdruck brachen das Wissensmonopol der Mönche. Ihr Kloster wurde 1540 an den Konstanzer Bischof verschachert, später ganz aufgelöst. Bis heute erhalten sind auf der Reichenau drei berühmte romanische Kirchen, eine funkelnde Münster-Schatzkammer und urige Vornamen wie Bero, Hatto oder Witigowo. Zu den drei Insel-Feiertagen treten in diesem Jubiläumsjahr nicht nur Bürgerwehr und Trachtenfrauen an, sondern auch auswärtige Würdenträger. Den Festgottesdienst zu Mariä Himmelfahrt am 15. August soll Kardinal Jean-Claude Hollerich SJ aus Luxemburg zelebrieren.

Als nächste Großausstellung ist ab Oktober in Stuttgart „500 Jahre Bauernkrieg“ geplant, samt der landesweiten Roadshow „Uffrur! Utopie und Widerstand“ und „Zoff!“, einem Mitmach-Event für Kinder. Falls das Spektakel nicht doch lieber wieder abgeblasen wird. Das Landvolk ist gerade etwas unruhig, die Politik nervös - und die Vergangenheit könnte auch Revoluzzer inspirieren. ●

In und bei Konstanz ist *Welterbe des Mittelalters. 1300 Jahre Klosterinsel Reichenau* noch bis 20. Oktober zu sehen. In Karlsruhe gibt es dazu drei kleinere Ausstellungen. Zwei Begleitbände sind im Regensburger Verlag Schnell & Steiner erschienen: *ausstellung-reichenau.de*



Kirchenfresko auf der Klosterinsel Reichenau



Schrein in der Schatzkammer

d'Lëtzebuurger Land

Fondé en 1954 par Carlo Hemmer, édité par Leo Kinsch de 1958 à 1983. Hebdomadaire politique, économique et culturel indépendant paraissant le vendredi. Publié par les Éditions d'Letzeburger Land s.à r.l., R.C. B 19029, N° TVA LU 12 12 40 22. La reproduction des articles et illustrations est interdite sans l'accord écrit de l'éditeur. **Gérant** Stephan Kinsch (48 57 57-1; land@land.lu). **Rédacteur en chef** Peter Feist (48 57 57-24; pfeist@land.lu). **Rédaction** France Clarinval (48 57 57-26; fclarinval@land.lu), Luc Laboulle (48 57 57-28; llaboulle@land.lu), Stéphanie Majerus (48 57 57 35; smajerus@land.lu), Sarah Pepin (48 57 57 36; spepin@land.lu), Pierre Sorlut (48 57 57-20; psorlut@land.lu), Bernard Thomas (48 57 57-30; bthomas@land.lu), **Mise-en-page** Pierre Greiveldinger (48 57 57-34; pgreiveldinger@land.lu), **Photos** Sven Becker (48 57 57-36; sbecker@land.lu), **Administration et publicité** Zoubida Belgacem (48 57 57-32; zbelgacem@land.lu) **Édition et rédaction** 59, rue Glesener L-1631 Luxembourg **Courrier** Boîte postale 2083, L-1020 Luxembourg **Téléphone** 48 57 57-1 **Fax** 49 63 09 **E-mail** land@land.lu **Internet** www.land.lu **Twitter** @Letzland **Facebook** d'Lëtzebuurger Land **Instagram** letzeburger_land **Impression** Editpress S.A. **Prix par numéro** 6,00 € **Abonnement annuel** 200,00 € **Abonnement étudiant/e** 95,00 € **Compte en banque** CCPLULL : IBAN LU59 1111 0000 5656 0000



Christopher Isherwood en 1938

Au nom de l'amour

IIII Laurent Mignon

En mai 1937, le Luxembourg expulsa Heinz Neddermeyer, l'amant de l'écrivain Christopher Isherwood, vers l'Allemagne nazie

« Cela fait six ans aujourd'hui que Heinz a été arrêté par la Gestapo. Il est mort, probablement. Je m'imaginais qu'ils ont dû l'enrôler de force dans l'armée. Je me demande si jamais je ne saurai ce qu'il lui est advenu »¹. Ces quelques lignes, datées du 13 mai 1943, sont tirées du journal de l'écrivain anglo-américain Christopher Isherwood (1904-1986) et font référence à un événement qui se déroula partiellement au Grand-Duché de Luxembourg. Le 12 mai 1937, Heinz Neddermeyer, le partenaire de longue date de l'écrivain, fut expulsé du territoire luxembourgeois, où le couple séjournait. Neddermeyer, citoyen allemand, fut arrêté à Trèves, puis condamné à six mois de prison, un an de travaux forcés et deux ans de service militaire.

Cela faisait déjà quelques années qu'Isherwood, qui avait émigré aux États-Unis en 1939, savait que Neddermeyer, désormais marié et père d'un fils, était enrôlé dans la Wehrmacht. Cette information poussa l'écrivain à mener une réflexion sur le pacifisme et son refus de prendre les armes. Cependant il restait très conscient du danger que représentait le nazisme, qu'il dénonçait depuis des années avec sa plume. L'organe de la Ligue des réfractaires et déportés militaires luxembourgeois, *Ons Jongen*, publia d'ailleurs, le 16 novembre 1946, un compte-rendu d'une traduction française de son roman *Goodbye to Berlin* (traduit en français sous le titre *Intimités berlinoises*) soulignant que « jusqu'ici aucun historien, aucun journaliste n'a pénétré le phénomène nazi comme ne l'a fait Christopher Isherwood »².

Mais ce n'est pas de littérature, ni même du fascisme triomphant en Allemagne, que voulaient parler les deux agents de police qui

débarquèrent, le 12 mai, à l'hôtel Gaisser, avenue de la Porte-Neuve à Luxembourg. En effet, ils étaient là pour signifier à Heinz Neddermeyer qu'il était indésirable sur le territoire luxembourgeois. Comme le jeune homme était déjà interdit de séjour en France et qu'il n'avait pas les papiers nécessaires pour passer en Belgique, il n'avait plus d'autre choix que de retourner en Allemagne, que lui et Isherwood avaient quitté en 1933 après la prise de pouvoir des Nazis. Ainsi avait commencé une vie d'errance à travers l'Europe pour Neddermeyer, Isherwood l'aidant financièrement tant bien que mal et cherchant à trouver une solution pour le préserver d'un retour en Allemagne où, homosexuel, sa vie aurait été en danger. D'autant plus que Neddermeyer avait été appelé sous les drapeaux en 1936.

Isherwood avait rejoint Neddermeyer à l'hôtel Gaisser vers la fin du mois d'avril 1937. Le jeune Allemand y était arrivé quelques temps auparavant suite à ses déboires avec les autorités françaises et le non-renouvellement de son titre de séjour en France. Dans *Christopher and his Kind* (traduit en français sous le titre *Christopher et son monde 1929-1939*), un de ses nombreux récits autobiographiques, l'écrivain explique que Heinz, légèrement ivre, avait eu le malheur d'avoir une altercation avec la police dans un bistrot parisien. N'ayant pas ses papiers sur lui, il fut arrêté. Lors de l'enquête que menèrent les enquêteurs à son hôtel, on l'accusa de se prostituer et d'avoir séduit une femme de chambre sourde et muette. Les autorités françaises décidèrent donc de l'expulser³. Allemand et homosexuel, Neddermeyer était doublement indésirable sur le territoire français. Il allait en être de même à Luxembourg. En effet, le rapport de la police française finit par être transmis aux autorités luxembourgeoises et il servit de base à l'expulsion de Neddermeyer.

Au départ, Neddermeyer et Isherwood pensaient qu'ils ne seraient que de passage à Luxembourg. Ils comptaient se rendre à Bruxelles, dès que Neddermeyer aurait reçu les documents nécessaires. Leur avocat, maître Salinger, avait entamé des démarches pour que Neddermeyer puisse obtenir la nationalité mexicaine et ainsi régulariser sa situation. Les deux amants connaissaient déjà le Luxembourg, y ayant séjourné en septembre 1935. Ils en avaient profité pour visiter le Mullerthal. Les deux aimaient jouer avec le feu et avaient franchi la frontière allemande à Echternach après que le chauffeur de bus leur eût garanti que les garde-frontières ne contrôlèrent pas leurs papiers. Ils en profitèrent pour aller boire un verre dans un bistro du côté allemand, non loin d'un jeune homme en uniforme SS et d'une affiche antisémite, une scène leur paraissant irréaliste⁴.

En lisant les souvenirs d'Isherwood, on se rend compte que le Luxembourg lui plaisait. « Il y avait quelque chose de sécurisant concernant le Luxembourg, parce qu'il était si petit. On avait même un sentiment d'intimité, de protection quand on regar-

dait les photos de la grande-duchesse Charlotte au visage boudeur et de son fils adolescent, le prince Jean avec son charmant sourire, exposées dans les endroits publics »⁵, écrivait-il dans ses mémoires. Pourtant il n'était pas trop optimiste concernant les démarches de l'avocat et semblait se douter que les explications de maître Salinger n'étaient pas entièrement fiables. Le 5 mai, il écrivait à sa mère, qui était au courant de la nature amoureuse de sa relation avec Neddermeyer, pour lui expliquer que l'avocat leur avait promis des nouvelles jusqu'à la fin de la semaine. Mais Isherwood ne voulait pas trop s'étendre sur ce sujet : « J'espère qu'il [Salinger] a raison. À part ça, tout va bien. Nous avons du beau temps, en général. Je te donnerai tous les détails quand je serai à Bruxelles. Le rapport [de police] français s'est bien-entendu avéré très exagéré »⁶.

Exagéré ou pas, le rapport provoqua l'expulsion de Neddermeyer. Neddermeyer et Isherwood se dirent adieu à la gare de Luxembourg, Heinz prenant le train pour Trèves où Salinger était censé le rejoindre. Isherwood, quant à lui, se rendit à Bruxelles. Dans le train il s'en voulut de ne pas avoir essayé de faire passer la frontière belge clandestinement à Heinz, une action que leur avait déconseillée l'avocat. De la fenêtre de son wagon, il observa « des lapins sans passeport détalant dans tous les sens. Des oiseaux sans visa volant çà et là, ne sachant même pas dans quel pays ils se trouvaient. Ils passaient en Belgique et en revenaient, sans remarquer la moindre différence entre l'herbe et les arbres »⁷.

Maître Salinger engagea un avocat allemand pour préparer la défense de Neddermeyer. Cet avocat rejoignit Isherwood en Belgique pour élaborer une stratégie à suivre durant le procès. Bien vite, il fut clair que la présence de l'écrivain au tribunal serait contreproductive. La stratégie serait de noircir le personnage d'Isherwood dans le but d'exonérer le jeune Heinz qui aurait été débauché par cet écrivain britannique décadent « trop efféminé même pour être antinazi ». Confessant une « ausgesprochene Sucht zur wechselseitigen Onanie »⁸, Neddermeyer fut condamné, mais il évita les camps de concentration. Il survécut à la prison, aux travaux forcés et à la guerre. Isherwood et Neddermeyer ne se reverraient qu'en 1952, à Berlin.

Le journal intime d'Isherwood indique cependant que leur séparation l'avait fortement marqué et qu'elle influença certaines de ses décisions. Le recrutement de Neddermeyer dans l'armée allemande alimenta les réflexions de l'écrivain sur le pacifisme. Le 17 juin 1942, il notait les remarques suivantes dans son journal : « Heinz est dans l'armée nazie. Je ne pourrais pas tuer Heinz. Donc je n'ai pas le droit de tuer quelqu'un d'autre non plus. [...] Bien entendu, il y a une douzaine de chemins pouvant vous conduire à devenir pacifiste. Et je ne doute point que bien des gens arrivent à cette conclusion honnêtement en se basant sur des principes généraux : Ils savent simplement qu'il est mal de tuer »⁹. Mais pour lui la situation était un peu différente. Ce n'était pas la raison, mais la passion qui l'avait conduit à adopter une position pacifiste.

Il est significatif que quelques lignes plus bas dans son journal, Isherwood fit une référence à la pensée védantique de Swami Vivekananda (1863-1902), le disciple de Ramakrishna (1836-1886), qui promouvait la non-violence. Aux États-Unis, Isherwood allait consacrer une grande partie de sa vie à la Vedanta. Dans une interview qu'il accorda à la *Paris Review* en 1974, il rappela d'ailleurs l'influence de Vivekananda sur Gandhi, l'apôtre de l'Ahimsa, la résistance non-violente¹⁰. Mais pour Isherwood, il semble bien que ce fut Heinz Neddermeyer et l'amour auquel il osa donner un nom qui le firent épouser le pacifisme. ●

¹ Christopher Isherwood, *Diaries Volume One: 1939-1960*, sous la direction Katherine Bucknell, New York, Harper Collins, 1997, p.290.

² A.B., "Intimités berlinoises", *Ons Jongen* 22 (16 novembre 1946), p.12

³ Christopher Isherwood, *Christopher and his Kind: 1929-1939*, London, Eyre Methuen, 1977, p.204.

⁴ Isherwood, *Christopher and his Kind*, p.165.

⁵ Isherwood, *Christopher and his Kind*, p.207.

⁶ Christopher Isherwood, Kathleen and Christopher: *Christopher Isherwood's Letters to his Mother*, sous la direction de Lisa Colletta, Minneapolis et Londres, University of Minnesota Press, 2005, p. 94-95.

⁷ Isherwood, *Christopher and his Kind*, p. 208.

⁸ Isherwood, *Christopher and his Kind*, p. 210.

⁹ Isherwood, *Diaries Volume One: 1939-1960*, p. 228.

¹⁰ Christopher Isherwood, "The Art of Fiction XLIV", *The Paris Review* 57 (Printemps 1974), p. 142.

S

T

|

L



Le Wing Chung :
Des gestes et
une philosophie

La voie de la sérénité

IIII Benjamin Bottemer

On dévie le coup de poing avec le tranchant de la main avant de frapper : c'est le « Pak Sao », l'un des mouvements de base du Wing Chun, un art martial chinois enseigné au sein de l'asbl Défends-toi, à Schifflange. Jean, l'un des entraîneurs, m'initie à ce geste avec beaucoup de patience malgré mon manque évident de coordination. Dans ses vies précédentes, Jean a travaillé dans la santé, l'informatique ou le domaine du bois. « Faire toujours le même mouvement pour l'affiner de plus en plus, c'est un principe valable en menuiserie comme en Wing Chun », compare le quadragénaire. Une métaphore qui fait songer au film *Karaté Kid*, où Maître Miyagi impose le nettoyage de vitres au jeune Daniel pour améliorer ses parades. Mais ici on n'est pas au cinéma, même si Bruce Lee fut le plus célèbre ambassadeur de cet art martial prisé par les amateurs de self-défense. « On peut frapper avec les coudes, avec les genoux... Si on peut atteindre les yeux plutôt que le torse, on le fait. L'essentiel est de neutraliser l'assaillant du mieux possible », explique David Chenut, le Sifu (« père-enseignant ») de l'association. Il est donc nécessaire de bien cerner chaque nouvel arrivant et ses motivations avant de lui transmettre ce savoir. Ceux qui se révèlent agressifs, aiment faire étalage de leur force ou recherchent la performance sont éconduits.

Parmi la douzaine d'élèves présents ce soir-là au premier étage d'un bâtiment discret de Schifflange, beaucoup de calme, de retenue dans les coups, et aussi quelques rires. Les profils comme les gabarits sont variés : un grand gaillard de niveau ceinture noire ou un septuagénaire rompu au karaté côtoient quelques femmes catégorie poids plume. Dans cette « famille », on s'entraide et on apprend les uns des autres. Jessica, enseignante, souligne « la bienveillance » de ce milieu très masculin qui a su la mettre en confiance et lui enlever « la crainte de la confrontation physique ». Myriam, qui travaille dans les ressources humaines, explique que le Wing Chun l'a aidée à désamorcer des situations de grande tension dans son métier. « Ici, on apprend aussi à conserver son calme dans les moments de conflits », indique-t-elle. « Reconnaître les situations délicates et les enrayer fait partie de l'enseignement », confirme Olivier, magasinier. Géraldine, quant à elle, confie qu'elle ne panique plus à l'idée d'une agression : « Je sais que je peux gérer ».

David fait une démonstration d'un jeu de rôle qu'il effectue avec ses élèves : simuler un comportement menaçant, lancer des provocations pour mieux les mettre en condition, et apprendre à identifier le langage corporel pouvant précéder une attaque. « L'auto-défense c'est aussi cela. J'apprends éga-

lement à faire baisser la tension, à ne pas rester paralysé face au danger et à choisir la fuite quand c'est possible... », précise-t-il. Lui apprend toujours, vingt ans après ses débuts, à la suite de la pratique d'un karaté « à l'européenne » dont les principes ne lui convenaient pas. « Trop de dureté, de performance, pas assez de pédagogie », résume le Sifu, qui souhaite inculquer, au-delà des mouvements, « une compréhension » de ce qu'est le Wing Chun. Il s'apprête à emmener ses élèves à Madère pour rencontrer un maître qui leur fera la lecture de « la Note secrète », un texte fondateur du Wing Chun, un art qui a connu de multiples transformations au fil des siècles. « Il est important de savoir d'où l'on vient pour savoir qui on est, formule-t-il. Étudier le Wing Chun, c'est comme une enquête qui ne finit jamais ». C'est même « une voie » selon Jean : « on appréhende le problème de loin, puis on se rapproche : C'est pareil dans la vie, où il faut savoir gérer les problèmes avec méthode et sérénité ».

Cultiver son esprit et son énergie vitale intérieure, son « chi » comme le nomme la tradition chinoise, fait partie de l'enseignement dispensé par l'association Défends-toi. « Aujourd'hui, les gens veulent une solution immédiate pour tout, juge David Chenut. Mais je ne peux pas apprendre aux gens à se défendre ou à devenir courageux en quelques heures. Acquérir une maîtrise de soi pour maîtriser son environnement prend du temps ». Après un salut final et quelques « checks » moins formels, les élèves quittent le dojo, direction le monde extérieur... Gare à ceux qui viendraient leur chercher des crosses. ●

land
09.08.2024

L'ENDROIT

Sazio

En italien, *sazio* veut dire repus ou rassasié, comme après un bon repas. C'est tout le mal que les promoteurs de nouveau restaurant situé dans le Grund souhaitent à leurs



clients. Tim Probyn et Henrik Jensen, à la tête de Oscar's Bar et du Metropolitan ont été rejoint par Ricardo Silva et Sergio Costa, également professionnels de longue date dans la restauration pour reprendre l'ancien Bosso. Ils ont rénové les lieux en profondeur pour y apporter une touche plus moderne avec des papiers peints à grands motifs floraux et des murs d'un bleu profond. Mais c'est surtout la cour qui attire pour s'y prélasser lors d'une après-midi ensoleillée ou y trainer après le dîner jusqu'à la tombée de la nuit. Une grande partie de la carte est consacrée

aux pizzas, réalisées avec des produits italiens bien sourcés et, à la demande, avec une farine sans gluten. Légères, aux trottoirs bien rebondis elles affichent cependant des prix plutôt élevés (autour de 20 à 25 euros). Même recherche de qualité pour le reste de la carte, avec des recettes classiques bien maîtrisées que ce soit pour un spaghetti carbonara ou un osso bucco. FC

LE CLASSEMENT

Quiet City

Alors que la surpopulation devient un problème croissant dans des destinations de vacances populaires comme les Baléares, Venise ou Santorin, le Luxembourg tire son épingle du jeu en étant « The quietest city in Europe » selon un article du *Daily Express*. Le quotidien britannique vante « l'un des endroits les plus paisibles d'Europe pour ceux qui recherchent une escapade plus tranquille regardent au-delà des pièges à touristes habituels ».

L'article cite les données d'Eurostat où le Luxembourg est le pays européen le moins fréquenté, avec un total de 3,4 millions de nuits passées par des touristes (contre 484,9 millions de nuitées pour l'Espagne, le pays le plus visité). L'article n'évite pas quelques poncifs sur les forêts, les cascades, les fortifications médiévales et les casemates et mentionne – comme toute la presse touristique – les transports gratuits (photo : LCTO). L'adjectif « calme » pourrait désoler les responsables de la communication touristique. Mais le constat semble correspondre à la stratégie du ministère de l'Économie et du

Tourisme qui « ne mise pas sur le tourisme de masse, mais vise le tourisme de qualité ». Luxembourg for Tourism a interrogé les visiteurs sur leur perception de la fréquentation des lieux touristiques. Seuls deux pour cent des touristes étrangers ont estimé que le Luxembourg était trop fréquenté. Métropole, vous avez dit ? FC

